

## 6 Dimensionen des solidarischen Sorgens

---

Die Erfahrungen der Flucht waren für Viele von extremen und existenziellen Entbehrungen geprägt. Karim Fazal, der selbst über das Mittelmeer nach Europa kam, erzählte mir Folgendes:

»Ich war so in einem Schiff, das war so ein Fischerboot. Und wir waren unten, ganz unten, also unterer Stock. [...] Und hundert Leute waren wir dort, also es gab keinen Platz zum wirklich... keinen Platz zum Schlafen. Also zum Schlafen musstest du den Kopf auf die Schulter oder die Beine von einem anderen legen. Ja also und das *dauerte* sechs Tage und sechs Nächte von dort. Zwei, drei Mal ist es auch passiert, dass das Schiff... *das war* kein stabiles Boot. [...] Und dann war das schon ein bisschen... hatte uns viel Angst *gemacht*. [...] Also auch Kinder, ganz kleine Babies waren auch dabei und Frauen... Ich habe *Nierensteine* bekommen. Weil *das* Wasser war nicht richtig sauber, und *es gab nicht* genug gegessen und also vier Tage haben wir schon ein bisschen Nudeln bekommen, sowas. Und dann nach vier Tagen haben wir nur ganz kleine Portionen bekommen, damit es für alle reicht.«<sup>1</sup>

Die Ankommenden hatten also wie Karim Fazal vielfach die unmittelbare – und dadurch oft traumatische – Erfahrung davon, was es bedeutet, wenn die lebensnotwendige Sorge akut infrage steht. Auch die sozialstaatliche Antwort auf das Ankommen war von einer unzureichenden Befriedigung der Sorgebedürfnisse geprägt. Dadurch entstand ein

---

<sup>1</sup> Interview mit Karim Fazal, Pos. 32.

Handlungsfenster für die vielfältigen, vielfach selbstorganisierten Unterstützungspraktiken der solidarischen Sorge. Spektakuläre Aktionen, wie den organisierten Autokonvois, die sich nach Ungarn aufmachten, um Geflüchtete mitzunehmen oder medial vermittelte Ereignisse wie die jubelnden Massen an Aktiven, die die Geflüchteten am Münchner Bahnhof begrüßten, spielten darin eine gewisse Rolle. Vor allem aber war es die alltägliche und praktische Unterstützung vor Ort, die den wesentlichen Teil ausmachte: Aktive sammelten und verteilten Kleidung und Möbel, sie organisierten Lebensmittel, bereiteten Mahlzeiten zu oder vermittelten geeigneten Wohnraum. Sie vermittelten Kontakte, begleiteten Geflüchtete zu Anwält\*innen oder Behörden, stellten Sprachkurse und Kinderbetreuung auf die Beine. Die Aktiven hatten mal losen und alltäglichen Kontakt zu Geflüchteten, mal längerfristige, kontinuierliche Verabredungen, manche boten sich als Notfallkontakt an. Die Tätigkeiten der solidarischen Sorge gingen dabei zentral von den Bedürfnissen und Erfahrungen der Geflüchteten aus, deren Ankunft oftmals von extrem erschwerenden Bedingungen der Sorge für sich selbst und nahestehende Andere geprägt war. Überforderte Verwaltungen und die vielerorts überforderten sozialstaatlichen Institutionen führten dazu, dass Massenunterkünfte in umgebauten Turnhallen, die nur für kurze Zeit als Übergang konzipiert wurden, immer länger das alltägliche Leben der Geflüchteten zur Qual machten. Durch restriktives Behördendeln, traumatische Erfahrungen der Flucht, alltägliche Rassismuserfahrungen, sowie Sprach- und Wissenshierarchien wurde der Zugang zum gesellschaftlichen Leben wie Bildung, Gesundheitsversorgung, juristischer Unterstützung und die Möglichkeiten, neue Kontakte zu knüpfen, für viele Geflüchtete drastisch reduziert. Die Unterstützung der Geflüchteten konnte nur funktionieren, wenn sie plausibel an diese Erfahrungen anknüpfen und angemessen darauf reagieren konnte. An die Prekarität der Geflüchteten als der Fixpunkt der Unterstützung schloss also ein komplexes Geflecht der Unterstützung an. Im Folgenden werde ich dieses Geflecht mithilfe meines empirischen Materials verfolgen. Entlang dreier zentraler Dimensionen der solidarischen Sorge, die ich dafür entwickelt habe, lässt sich dieses Geflecht entwirren und ein neues Verständnis der präsentischen

Praktiken entwickeln. Zu aller erst fällt auf, dass sich die Aktiven der Unterstützungsbewegung die Bereitschaft an den Tag legten, sich von den Verhältnissen, von der konkreten wie miserablen Lage der Geflüchteten affektiv bewegen und involvieren zu lassen und sich in der Folge auch ganz unterschiedlich affektiv zu verbinden. Diese affektive Dimension des solidarischen Sorgens wird in Kapitel 6.1 weiter ausgeführt. Außerdem findet das solidarische Sorgen vor Ort auf lokalem Terrain statt – die lokale Dimension, die ich in Kapitel 6.2 weiter erläutere, ist für das solidarische Sorgen wesentlich. Und nicht zuletzt ist die Unterstützung für Geflüchtete von einem Ethos des konkreten und pragmatischen Tuns durchdrungen, den ich als pragmatische Dimension des solidarischen Sorgens fasse und in Kapitel 6.3 entwickle.

## 6.1 Affektive Dimension

Die affektive Dimension spielt in der solidarischen Sorge eine wesentliche Rolle. Diese Feststellung ist vor dem Hintergrund der in Kapitel 3 ausgeführten Erkenntnisprobleme zeitgenössischen kritischen Denkens besonders relevant. Mit der von mir umrissenen Ideologiekritik lässt sich zwar treffend auf die Probleme hinweisen, die die Mobilisierung einer affektiven Dynamik mit sich bringen kann<sup>2</sup> – wie viktimisierende Bilder, die darin verwendet wurden oder die tendenzielle Instabilität, die sich aus der starken Rolle gesellschaftlicher Stimmungslagen ergibt, wie das Beispiel der Ereignisse um die Kölner Silvesternacht 2016 zeigt.<sup>3</sup> Gleichzeitig werden von der beschriebenen Ideologiekritik Affekte fast gänzlich aus dem Bereich des Politischen verwiesen,<sup>4</sup> was dazu führt, dass gerade die affektive Dimension solidarischer Sorge unsichtbar gemacht wird oder als unpolitisch abgetan

---

2 Vgl. Sutter 2019, S. 310f.

3 Dyk/Misbach in Sutter 2017, S. 19.

4 Was nicht bedeutet, dass Ideologiekritiker\*innen frei von Affekten sind. Ganz im Gegenteil spielen Emotionspraktiken in der politischen Praxis – auch jener der Ideologiekritiker\*innen – eine wesentliche Rolle.

wird. Ich schließe mich hier im Umkehrschluss Brigitte Bargetz und Birgit Sauer an, die in Anlehnung an Chantal Mouffe betonen, dass »Politik gar nicht begriffen werden [kann], ohne die Leidenschaften als antreibende Kräfte, als zentrale Form kollektiver Identifikation anzuerkennen.«<sup>5</sup>

Für eine entsprechende Analyse verstehе ich Affekte aus einer praxistheoretischen, von der Kulturwissenschaftlerin Monique Scheer inspirierten Perspektive, als bestimmte Ausprägung von Emotionspraktiken. Scheer betont:

»Emotion als Praxis zu begreifen bedeutet, sie sowohl als Diskurs als auch als Performanz beschreiben zu können. [...] Emotionen selbst als Praktiken zu begreifen heißt, sie auf Augenhöhe mit allen anderen *doings and sayings* eines Akteurs zu stellen. Emotionen sind ein Tun, eine Aktivierung des immer schon von Diskurs und Sozialität durchdrungenen Körpers. Diese Aktivierung kann ein automatisches Abspielen von habitualisierten Erregungsmustern oder eine (mehr oder weniger) bewusste mimische Veränderung, Körperbewegung oder sprachliche Äußerung sein.«<sup>6</sup>

Dabei steht weder die klassische subjekttheoretische Frage im Zentrum, mit welcher Intention die jeweiligen Emotionspraktiken getan werden, noch die strukturalistische Frage, von welchen gesellschaftlichen Strukturen bestimmte Emotionen ausgelöst werden. Emotionspraktiken bewegen sich auf einer Ebene zwischen Subjekt und Struktur und bringen dabei beide hervor und werden durch beide geformt. Gerade darin liegt ihre Stärke für die empirische Analyse: Emotionspraktiken sind weder auf die Individuen beschränkt, noch genügt der Verweis auf Gefühlsstrukturen, um sie zu erklären. Aber den Emotionspraktiken, ihrer

---

5 Bargetz/Sauer 2010, S. 147.

6 Scheer, Monique: Emotionspraktiken: Wie man über das Tun an die Gefühle herankommt. In: Breitl, Matthias/Schneider, Ingo (Hg.): Emotional Turn?! Europäisch ethnologische Zugänge zu Gefühlen & Gefühlswelten, Beiträge der 27. Österreichischen Volkskundetagung in Dornbirn vom 29.Mai – 1.Juni 2013. Wien 2016, S. 15–36, hier S. 9.

kollektiven Reproduktion und Kommunikation lässt sich ethnografisch nachspüren.

Immer noch gängige strukturalistische Begriffe wie *structures of feeling*, den Raymond Williams für die *Cultural Studies* vorgeschlagen hat,<sup>7</sup> betonen vor allem die Konsistenz und Stabilität emotionaler Arrangements,<sup>8</sup> die in gesellschaftlichen Verhältnissen geronnen sind. So ließe sich die habitualisierte Auslagerung der Kosten der eigenen Lebensweise und die Ausblendung eben jenes Strukturzusammenhangs der Externalisierung, ohne die die Externalisierungsgesellschaft nicht funktionieren würde, wie es Lessenich betont,<sup>9</sup> als eine ebensolche Gefühlsstruktur verstehen. Aus der Perspektive der Praxistheorie, wie ich sie in Kapitel 2 ausführe, wird allerdings deutlich, dass eine solche Struktur deutlich fragiler ist, als es der strukturalistische Fokus nahelegt: So müssen alltägliche Praktiken, die zu der Externalisierungsgesellschaft passen, erlernt und immer wieder neu hervorgebracht werden – sie sind genau deshalb tendenziell instabil<sup>10</sup> und können durch Praktiken des *undoing* herausfordert werden.<sup>11</sup> Die Externalisierungsgesellschaft kommt also nicht ohne die beständige Regulation von affektiven Emotionspraktiken aus<sup>12</sup> – ohne Empathiemauern, die *uns* von *den Anderen* trennen, wie es Arlie Hochschild bezeichnen würde.<sup>13</sup> Die Ausblendung der Brutalität der Externalisierung korreliert mit der emotionalen Kälte, mit der Geflüchtete über Jahrzehnte vonseiten der Behörden und der Bevölke-

7 Vgl. Williams, Raymond: *Marxism and Literature*, Marxist introductions. Oxford New York 1977, S. 128–135.

8 Hochschild, Arlie: *Emotion Work, Feeling Rules, and Social Structure*. In: *American Journal of Sociology* 85 (1979), H. 3, S. 551–575.

9 Vgl. Lessenich 2016, S. 62.

10 Vgl. Reckwitz 2003.

11 Vgl. Scheer 2016, S. 20.

12 Vgl. hierzu die Unterscheidung die Monique Scheer für Emotionspraktiken herausarbeitet in: Ebd., S. 33.

13 Vgl. Hochschild, Arlie: *Strangers in Their Own Land: Anger and Mourning on the American Right*. New York London 2016, S. 5.

rung konfrontiert waren.<sup>14</sup> Sie zeigt sich ebenso in den rassistischen Mobilisierungen um das Jahr 2015, die versuchten, an eben jene antimigrativen Affekte anzuknüpfen und die Praktiken emotionaler Kälte damit zu erneuern, wie in der affektiven Verrohung, die die Restrukturierung des europäischen Grenzregimes ermöglichte und gleichzeitig aktualisierte. Die Praktiken der solidarischen Sorge begannen oft damit, von diesen hegemonialen, affektiven Routinen abzuweichen, sich erfassen zu lassen von der Prekarität der Geflüchteten, anders zu empfinden als die gesellschaftlich eingeübte Distanz und Kälte gegenüber den neu Angekommenen – und damit die Risse im Externalisierungshabitus weiter zu vertiefen, wie ich in Kapitel 6.1.1 weiter ausführe.

In Gegensatz zu den *affect studies* ist Affekt aus einer praxistheoretischen Perspektive nicht als »eine autonome Körperreaktion«<sup>15</sup> zu verstehen. Die Körper reagieren nicht einfach nur auf die Anreize von außen, sie müssen lernen, diese Anreize zu verstehen, was mitunter eine Weile dauern und genauso gut auch misslingen kann. In diesem Sinne verstehe ich Affekte als eine bestimmte Ausprägung von Emotionspraktiken, die zwar die »Frage nach den Effekten des Affiziertseins auf[greift], d.h. nach den unbewussten Kommunikationen zwischen Dingen und Körpern [ins Zentrum stellt], aber ohne diesen Körper [...] als ›autonom‹ zu bezeichnen.«<sup>16</sup> Mit einem solchen Verständnis von Affekten lässt sich die Frage danach stellen, welche Faktoren dazu beigetragen haben, dass und in welcher Weise sich Menschen von der Situation um das Jahr 2015 haben affizieren lassen. Das Engagement in der humanitären Nothilfe, auf das ich in Kapitel 6.1.2 weiter eingehen werde, wurde für die von mir Interviewten durch ihre politische Biografie genauso plausibel, wie durch die Thematisierung von Flucht und Migration in ihren familialen Kontexten. Außerdem konnte die Mobilisierung der Nothilfe genauso, wie die affektiven Allianzen, die das Thema von Kapitel 6.1.3 sein werden,

---

14 Vgl. hierzu u.a. Poutrus, Patrice G.: Umkämpftes Asyl. Vom Nachkriegsdeutschland bis in die Gegenwart. Berlin 2019.

15 Scheer 2016, S. 5.

16 Ebd., S. 25.

an die verbreitete affektive Devianz anknüpfen. Diese weiter auszubauen, gemeinsam eine *gute Zeit* zu haben und sich miteinander wohlzufühlen, spielte für die Verfestigung des solidarischen Sorgens und den Aufbau längerfristiger Beziehungen wie Freund\*innenschaften eine wichtige Rolle.

Bei der praxeologischen Analyse der affektiven Dimension der solidarischen Sorge erscheinen Affekte also nicht als Teil des Verblendungszusammenhangs, wie es die zeitgenössische Ideologiekritik konzipieren würde, sondern »als widerständige und als ermöglichte Praxis, erlauben sie doch das Miteinander mit anderen und bieten die Chance, die eigene Verletzbarkeit wie auch jene der anderen wahrzunehmen und zum Ausgangspunkt politischen Handelns zu machen«,<sup>17</sup> wie Birgit Sauer betont.

### 6.1.1 Risse im Externalisierungshabitus

Die Externalisierungsgesellschaft, in der die Welt in Zonen der Prosperität auf der einen Seite und ganze Weltregionen des Elends auf der anderen Seite unterteilt ist, hängt wesentlich damit zusammen, dass die ihr innewohnende Brutalität von Individuen und Kollektiven systematisch ausgeblendet und vergessen wird, wie Lessenich betont.<sup>18</sup> Der passende Externalisierungshabitus,<sup>19</sup> das *doing borders* oder die entsprechende *imperiale Lebensweise* (siehe Kapitel 5) reguliert dabei also beständig die affektiven Routinen in die Richtung der Logik der Externalisierung. Dementsprechend sind die rassistischen Mobilisierungen, die infolge der Migrationsbewegungen um das Jahr 2015 zu beobachten sind und die ich in Kapitel 5.1 beschreibe, als Versuch zu verstehen,

<sup>17</sup> Sauer, Birgit: Sorge, Emotionen und Affekt: Überlegungen zur feministisch-materialistischen Staats- und Demokratietheorie. In: PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft 52 (2022), H. 207, S. 217–230, hier S. 227.

<sup>18</sup> Vgl. Lessenich 2016, S. 67.

<sup>19</sup> Vgl. z.B. Book, Carina u.a. (Hg.): Alltägliche Grenzziehungen. Das Konzept der »imperialen Lebensweise«, Externalisierung und exklusive Solidarität, im Auftrag der Assoziation für kritische Gesellschaftsforschung. Münster 2019.

die affektiven Routinen der Externalisierung zu verstärken. Gleichzeitig stützt sich die Restrukturierung des europäischen Grenzregimes, die ebenfalls in dem Kapitel beschrieben wird, auf lokalen Sedimente externalisierender affektiver Routinen beispielsweise in Behörden, Kommissionen oder Parteien.<sup>20</sup> Genauso werden die öffentlichen, wie juristischen Angriffe auf Unterstüter\*innen der Geflüchteten als Versuch plausibel, den infrage gestellten Externalisierungshabitus zu aktualisieren. Denn die Mobilisierung der solidarischen Sorge verweigerte sich massenhaft den affektiven Anrufungen der Externalisierung. Ove Sutter betont, dass die emotionalen Praktiken der Unterstützung die staatlich-administrativen Praktiken herausgefordert haben, indem sie Kritik an den externalisierenden Behördenpraxis übten, zu Engagement gegen rechte Mobilisierungen aufriefen und darauf abzielten, den Alltagsverständnis breiter Bevölkerungsteile zu erreichen und zu verändern.<sup>21</sup> Und offensichtlich war die Mobilisierung in diesem Punkt relativ erfolgreich. Anders zu empfinden als die dominanten affektiven Muster es nahe legen, ist nichts Neues in der bundesrepublikanischen Geschichte. Diese abweichenden Affekte waren allerdings vor 2015 in kleinen Gruppen oder Vereinen geronnen. Erst mit der Mobilisierung um das Jahr 2015 breiteten sie sich auf relevante Teile der Gesellschaft aus, sodass die affektiven Routinen der Externalisierung immer größere Risse bekamen. Die rasante Verbreitung des vormals subkulturellen Slogans *refugees welcome* bis in die BILD-Zeitung hinein – nicht für ihre empathische Position gegenüber Geflüchteten bekannt – ist ein Anzeichen dafür, dass sich zumindest temporär die affektiven Routinen verschoben (siehe Kapitel 5.2). Plötzlich war es für eine gesellschaftliche Mehrheit plausibel, Geflüchtete willkommen zu heißen.

Neben den vielen außerparlamentarischen Zusammenhängen und lokalen Verwaltungen, die vor der Mobilisierung der Unterstützung für Geflüchtete um das Jahr 2015 bereits mit oder für Geflüchtete tätig waren, entstanden – und das war vielleicht der wesentliche Unterschied

---

<sup>20</sup> Vgl. Huke 2021b.

<sup>21</sup> Vgl. Sutter 2017, S. 16.

zu ähnlich gelagerten Mobilisierungen davor – massenhaft und flächendeckend selbstorganisierte Unterstützungskreise. Sie setzten sich aus den unterschiedlichen Einzelpersonen zusammen, die wesentlich davon motiviert waren, sich von den affektiven Routinen der Externalisierungsgesellschaft abzusetzen. Die solidarische Sorge trug so das Potenzial in sich, die geronnenen Affekte der Externalisierung zumindest temporär zu unterlaufen. Dieses Potenzial zeigt sich vielleicht am deutlichsten an der Unterstützung von Geflüchteten, die direkt von Abschiebungen bedroht waren – einer wesentlichen Technik der Externalisierung. Eine Abschiebung bedeutet für die Betroffenen einen radikalen Eingriff in den Alltag. Wie Andrea Fuchs darlegt, war nicht nur sie selbst im Unterstützungskreis, sondern auch die unmittelbaren Kontaktpersonen im schulischen Umfeld durch die Abschiebungen einer Familie mit der unmittelbaren Brutalität der Externalisierungslogik der Abschiebebehörden konfrontiert:

»Das hat mich so mitgenommen und das war für mich so schrecklich! Auch wenn ich versucht habe, sie nicht so nah an mich ranzulassen, war es ja ein Stück weit auch meine Familie. Und ich habe mich auch irgendwie um die gekümmert und habe mir da wirklich teilweise den Arsch aufgerissen[...]. Die haben die nachts aus den Betten geholt. Irgendwann. Und es war auch für die Anderen völlig verstörend, also auch für die Mitschülerinnen und Mitschüler verstörend. Da kommen die Kinder am nächsten Tag nicht mehr, die kommen dann nie wieder.«<sup>22</sup>

Das unmittelbare Umfeld der abgeschobenen Familie wurde durch die Brutalität des Eingriffs verstört – eine Brutalität, die als Teil der Externalisierungsgesellschaft ansonsten ausgeblendet wird. Durch die Abschiebepraxis brachen in dem Beispiel globale Verhältnisse in den Alltag ein und hinterließen dabei affektive Risse. Wut, Betroffenheit oder Empathie mit den Betroffenen von Abschiebungen sind unterschiedliche Ausdrücke davon, anders zu empfinden, als es die Routinen der Externali-

---

22 Interview mit Andrea Fuchs, Pos. 5.

sierung nahelegen. Die Aktiven waren in dem konkreten Beispiel in der Lage, die Risse in den affektiven Routinen noch zu verstärken. Diese Risse, die sich aus der Unterbrechung der sozialen Nähe mit den Geflüchteten speisten, zogen sich bis zu den Angestellten der lokalen Verwaltung, wie Sabrina Dorn aus eigener Erfahrung berichtete:

»Das Ordnungsamt befasst sich mit der Unterbringung, die Ausländerbehörde befasst sich mit den Aufenthaltsrechten. Wobei die Entscheidungen in letzter Instanz in Karlsruhe gefällt werden. Zum Beispiel auch, wenn's um Abschiebungen geht. Sie können mir echt glauben, dass das auch für *Verwaltungsangestellte* was Schlimmes ist, wenn die Menschen dann einfach nicht zur Sprechstunde kommen, und man erfährt, dass die abgeschoben wurden.«<sup>23</sup>

An die Risse konnten Unterstützungspraktiken als konkretes *undoing* der Externalisierungsroutinen anknüpfen, die die affektiven Verbindungen mit den Geflüchteten weiter vertieften. Dadurch konnten teilweise die Abschiebungen konkret verunmöglicht werden, wie mir Dominik Wulz die Erfahrungen aus einem Unterstützungskreis berichtet hat:

»es ist natürlich eine sehr belastende Sache da, wenn es dann auch um Abschiebebedrohung geht. [...] Da aus Freiburg wurden diese Abschiebeflüge angekündigt und immer, wenn dann so ein Termin war, dann haben die halt bei uns geschlafen und das schweißt dann noch enger zusammen. Aber ist dann auch wirklich.... Es geht einem nah.«<sup>24</sup>

Eine Form, in der sich solche subversiven Praktiken zu einem ganzen Netz verdichten, ist das Kirchenasyl, auf dessen Bedeutung für die lokale Dimension der solidarischen Sorge ich in Kapitel 6.2 weiter eingehen werde. Bei einem Kirchenasyl entscheidet sich eine Kirchengemeinde dazu, Geflüchtete mit unsicherem Bleiberechtsstatus in ihren Räumlichkeiten aufzunehmen und mit dem Nötigsten zu versorgen. Es gibt

---

23 Interview mit Sabrina Dorn, Pos. 16.

24 Interview mit Dominik Wulz, Pos. 30.

dafür keinen legalen Rahmen, allerdings zeigen viele Beispiele, dass Kirchenasyle durchaus erfolgreich enden können.<sup>25</sup> Im folgenden Beispiel stehen die affektiven Dynamiken im Kontext eines Kirchenasyls im Vordergrund:

»Das war eigentlich das Bewegendste, das ich je erlebt habe [...]. Und sie hat ja auch dieses Jahr hier, wo sie hier nicht raus durfte, Kirchenasyl, ne? Musste hier bleiben, im Haus. Wie die das ertragen hat, mit einer Freundlichkeit und einer Offenheit und einer Fröhlichkeit, ich muss sagen, ich war baff. [...] Und sie hatte hier ein Umfeld, also sehr schön eingerichtet, das ist das Zimmer da hinten, und viel Besuch von Leuten, die sich für sie interessiert haben. Aus der Gemeinde ein ganz klarer Kreis mit Leuten, die sehr viel Auslandserfahrung, zum Teil auch Flüchtlingserfahrung haben. Und wir haben das so mit vier, fünf Personen haben wir das geschafft, dass sie hier nicht vereinsamen musste.«<sup>26</sup>

Die Affizierung durch die Bedrohung, die von einer drohenden Abschiebung ausgeht, fungierte hier unübersehbar als Ausgangspunkt. Eine überschaubare Gruppe reichte aus, um den affektiven Baldachin des Kirchenasyls aus emotionalem Beistand, gegenseitiger Freundlichkeit und Zugewandtheit auf eine gewisse Dauer aufzuspannen. So konnten in dem temporären Raum des Kirchenasyls abweichende Affekte kultiert werden, die sozialen Verbindungen, die daraus entstanden, waren dazu in der Lage, die Abschiebung konkret zu verhindern.

Die Externalisierungsgesellschaft, wie sie Lessenich beschrieben hat, wird dadurch stabilisiert, dass darin beständig Emotionspraktiken in Richtung der Logik der Externalisierung reguliert werden. Sich den affektiven Routinen der Externalisierung zu widersetzen ist zwar kein neues Phänomen, allerdings beschränkte es sich vor 2015 auf kleinere Zusammenhänge. Mit der Mobilisierung um das Jahr 2015 bekamen

---

25 Baur, Dominik: Kirchenasyl in Bayern: »Der Rest ist Inschallah«. In: Die Tageszeitung: taz, 04.02.2023.

26 Interview mit Annette Lindgren, Pos. 349–351.

der Externalisierungshabitus zunehmend Risse, sodass sich temporär die affektiven Routinen grundlegend verschoben und es für eine gesellschaftliche Mehrheit plausibel wurde, Geflüchtete willkommen zu heißen. Ein besonderes Beispiel dafür war die Unterstützung von Geflüchteten, die von einer Abschiebung bedroht waren. Angefangen dabei, anders zu empfinden, als es die affektiven Routinen der Externalisierung nahe legten, konnte an die Risse im Externalisierungshabitus ein praktisches *undoing* anknüpfen, welches Abschiebungen immer wieder verunmöglichte.

### 6.1.2 Humanitäre Nothilfe

Für viele Aktive stand die Erfahrung des unmittelbaren Leidens der Geflüchteten am Anfang, die sie veranlasste, sich an der Unterstützung, die anfangs vor allem aus spontaner, humanitärer Nothilfe bestand, zu beteiligen.<sup>27</sup> Teilweise kamen jeden Tag neue Schutzbedürftige vor Ort an, vielen von ihnen auf der Flucht vor brutalen Bürgerkriegen oder terroristischen Organisationen. Oft nur das Allernötigste im Gepäck, stießen die Geflüchteten vielerorts auf überforderte lokale Verwaltungen, die nur unzureichend in der Lage waren, auf die Ankunft in dieser Größenordnung zu reagieren. Die existenziellen Sorgebedürfnisse der Geflüchteten standen offensichtlich infrage. In dieser unmittelbaren Prekarität nahm eine affektive Dynamik ihren Ausgang, von der sich die Aktiven massenhaft erfassen ließen. So beteiligte sich eine ungewöhnlich große Zahl an der notwendigen und zu wesentlichen Teilen selbstorganisierten, humanitären Nothilfe. Mit der Sozialwissenschaftlerin Lisa Ann Richey lässt diese humanitäre Nothilfe als eine zugesetzte, mobilisierte Form eines alltäglichen Humanitarismus verstehen, der außerhalb formaler humanitärer Organisationen stattfand und der eng mit Affekten, wie Empathie verknüpft war, also der Fähigkeiten, sich in leidende Andere hineinzuversetzen und sich dafür verantwortlich zu füh-

---

<sup>27</sup> Vgl. van Dyk/Misbach 2016, S. 206.

len.<sup>28</sup> Während sich die Aktionsformen der Mobilisierung und der Unterstützung nicht wesentlich von vergangenen Mobilisierungen unterschieden, ließ sich um das Jahr 2015 eine vielleicht einzigartige Konstellation beobachten, die sich aus Effekten aus dem kollektiven Gedächtnis, einer relativ guten wirtschaftlichen Lage und dem vergleichsweise hohen Organisationsgrad von Geflüchteten und Unterstützerinnen zusammensetzt, wie es der Historiker Jan Plamper fasst.<sup>29</sup> Ein wachsender Teil der Bevölkerung hatte sich von den wirkmächtigen Deutungsangeboten zu Flucht und Migration entfernt, »die seit der Etablierung des deutschen Nationalstaats und ab dem Wechsel vom 19. ins 20. Jahrhundert dem völkischen Ideal von innerer Homogenität folgten«,<sup>30</sup> wie der Migrationsforscher Patrice Poutrus betont. »Für einen von Fall zu Fall wachsenden Teil der bundesrepublikanischen Gesellschaft stehen diese Annahmen aus der Vergangenheit infrage. Für diese Menschen sind Solidarität und Humanität [...] zu handlungsleitenden Normen geworden.«<sup>31</sup> Eine ganze Reihe von Faktoren verdichteten sich also in der BRD zunehmend zu einem alltäglichen – vielleicht oft latenten und lange Zeit minoritären – Humanitarismus, an den die humanitäre Nothilfe um das Jahr 2015 dann vielfältig anknüpfen konnte.

Die bisherigen Erfahrungen, die in den Körpern der Aktiven »sedimentierte Geschichte«,<sup>32</sup> spielten dabei eine wesentliche Rolle, wie ein Blick in die biografischen Erinnerungen meiner Interviewpartner\*innen zeigt. So berichtete Margrit Bauer, dass die Situation der Geflüchteten um das Jahr 2015 ihren Vater aufgrund seiner eigenen Fluchtgeschichte tief berührte.<sup>33</sup> Gerade daher reagiert er besonders sensibel auf Diskriminierungen gegenüber Geflüchteten:

---

28 vgl. Richey, Lisa Ann: Conceptualizing »Everyday Humanitarianism«: Ethics, Affects, and Practices of Contemporary Global Helping. In: New Political Science Vol. 40 (2018), H. No. 4, S. 625–639, hier S. 628.

29 Plamper 2019, S. 313f.

30 Poutrus 2019, S. 192.

31 Ebd.

32 Scheer 2016, S. 27.

33 Interview mit Margrit Bauer, Pos. 68–71.

»Also so haben das meine Eltern erzählt und mein Vater hat gesagt, im Grunde genommen, die ganze Scheiße, die heute über Flüchtlinge verbreitet wird. Oder diese Vorurteile, denen Flüchtlinge ausgesetzt sind heute, im Grunde genommen hat er das genauso erlebt, oder seine Großeltern ja. Die Diskriminierung, Anfeindungen, ja. [...] Und er hat den Schluss draus gezogen, er streitet sich mit allen rum, die was gegen Flüchtlinge sagen.«<sup>34</sup>

Hier zeigen sich also familiale Erzählungen, die unterschiedliche Diskriminierungserfahrungen, die über Jahrzehnte auseinanderliegen, miteinander verknüpfen und die auch für Menschen aus nachfolgenden Generationen konkrete Empathie als erste Reaktion plausibel macht, wie es Bauer beispielhaft weiter ausführt:

»[A]Iso für mich so als Mensch ist das ja normal, dass man anderen Menschen, wenn sie in Not sind, hilft. Also ich bin jetzt nicht christlich oder so, ja, auch nicht so erzogen, sondern einfach so. Es ist eigentlich, für mich zumindest, selbstverständlich, ich bin auch so erzogen worden. Ich hab das selber erlebt bei meinen Eltern, so, dass die so verfahren sind.«<sup>35</sup>

Auch Annette Lindgren betonte in unserem Interview, dass solche Thematisierungen von Flucht, Migration und Vertreibung in der Familie eine relevante Rolle für ihre Aktivität bei der Unterstützung der Geflüchteten gespielt hat:

»[I]n meiner Herkunftsfamilie [hat] Flucht eine große Rolle gespielt [...] und auch Verfolgung. Im Dritten Reich. Und mich das als Kind schon so beschäftigt hat und auch teilweise geängstigt hat, ohne, dass das irgendwie sich so auflösen konnte. Dass ich, glaube ich, unbewusst einen Weg gesucht habe, wie ich mich als erwachsene Person mit dieser Sache auseinandersetzen kann.«<sup>36</sup>

---

34 Interview mit Margrit Bauer, Pos. 78.

35 Ebd. Pos. 36.

36 Interview mit Annette Lindgren, Pos. 291.

Die solidarische Sorge um das Jahr 2015 konnte also in unterschiedlicher Weise auf ein affektives Repertoire gegenüber Geflüchteten zurückgreifen, das bereits über Generationen hinweg tradiert worden war. Gleichzeitig spielte die Affizierung von einem aktuellen Gefühl der Ungerechtigkeit im Zusammenhang mit der offensichtlichen Prekarität der Geflüchteten in nächster Nähe, eine innere Aufforderung, sich im Angesicht des offensichtlichen Leids an dessen Linderung zu beteiligen eine wesentliche Rolle<sup>37</sup> – sie war für viele Aktive der Ausgangspunkt, sich den bestehenden Verhältnissen der Externalisierungsgesellschaft praktisch entgegenzustellen.<sup>38</sup> Die weitreichende mediale Kommunikation über die Gefahren der Flucht,<sup>39</sup> die prekäre Lage der neu Ankommenden und konkrete Beispiele erfolgreicher Unterstützung mobilisierte zusammen mit der Anwesenheit der Geflüchteten vor Ort eine affektive Dynamik,<sup>40</sup> die eine unmittelbare, humanitäre Nothilfe massenhaft plausibel machte. Werner Schiffauer schreibt dazu:

»Die Euphorie, die den August und September beherrschte, bildete einen emotionalen Höhepunkt für eine Bürgerbewegung, die seit 2011 ständig im Wachsen begriffen war. Sie wirkte äußerst mobilisierend und inspirierte eine Unzahl von Projekten, mit denen sich die Zivilgesellschaft in der Bundesrepublik im Umgang mit Flüchtlingen seither neu aufgestellt hat«.<sup>41</sup>

---

37 Vgl. hierzu auch die Feldforschung von Sandberg, Marie/Andersen, Dorte J.: *Precarious Citizenship and Melancholic Longing: On the Value of Volunteering after the Refugee Arrivals to Europe 2015*. In: *Nordic Journal of Migration Research* 10 (2020), H. 4, S. 41–56, hier S. 45.

38 Vgl. hierzu Laner, Iris: Kritische Praktiken des Körpers. (Post-)Phänomenologische Überlegungen zur körperlichen Stellungnahme. In: Malte Brinkmann/Türstig, Johannes/Weber-Spanknebel, Martin (Hg.): *Leib – Leiblichkeit – Embodiment. Pädagogische Perspektiven auf eine Phänomenologie des Leibes*. Wiesbaden 2019, S. 139–158, hier S. 157.

39 Vgl. Sutter 2017, S. 5.

40 Vgl. ebd.

41 Schiffauer 2017, S. 13.

Mit der offensichtlich prekären Situation der Geflüchteten konfrontiert, war für viele Aktive klar, »mit denen muss man Kontakt aufnehmen«<sup>42</sup> – nicht in erster Linie aus rational-kognitiven Überlegungen, sondern affektiv erfasst durch die Notlage, wie Heike Böhm in unserem Interview betont:

»Also, das war sehr aufwühlend mit dieser Flüchtlingswelle muss ich sagen. [...] Und dann hab' ich gedacht, ja dann will ich mich natürlich auch in irgendeiner Form engagieren und ich fand es ganz ganz toll, dass da die Leute sich dermaßen engagiert haben. [...] Und auch einfach eine gewisse Selbstverständlichkeit, halt zu helfen.«<sup>43</sup>

Dabei können die Unterstützungspraktiken die Grenzen des Privaten überschreiten, wie das folgende Beispiel zeigt. Nachdem Mamadou Bah nach seiner Flucht an einem deutschen Bahnhof angekommen war, traf er zu seinem Glück auf einen Einheimischen, der mit spontaner humanitärer Empathie auf ihn reagierte:

»Und als ich hierher gekommen bin, hatte ich auch kein Geld. [...] Und dann habe ich dort einen Jungen getroffen am Bahnhof. Ein Deutscher, ein cooler Junge, ja. [...] Weil wir haben uns getroffen im Bahnhof und der kennt mich nicht und dann hat er »Hallo« gesagt und wir haben uns begrüßt. [...] Und dann habe ich ihn gefragt, ob irgendwo ich kann schlafen. Ich habe nicht genug Geld und ich brauche *irgendwas*, irgendwo, vielleicht zwei, drei Tage, und dann versuche ich weiterzugehen und vielleicht arbeiten oder so. Und dann hat der gesagt: ›Okay, du kannst bei mir übernachten, aber vielleicht nur heute Nacht, vielleicht.‹ Und dann habe ich gesagt: ›Ja klar. Aber vielleicht heute Nacht kann ich auch hier schlafen im Bahnhof. Und dann hat der gesagt: ›Nein. Du kommst mit mir.‹ Und dann habe ich dort gepennt bei ihm ja eine Nacht. Morgen früh hat er Frühstück vorbereitet und so. [...] Ja und wir haben gechillt und ich habe gesagt ›Okay ich glaube ich muss los, weil ich muss gucken, was kann ich

42 Interview mit Hilda Pfeffer, Pos. 30.

43 Interview mit Heike Böhm, Pos. 11.

finden. Und dann hat der gesagt: ›Nein das brauchst du nicht mehr, chill!‹. Und ich so: ›Okay‹. Also war ich bei ihm eine Woche.«<sup>44</sup>

Die spontane, empathische Begegnung am Bahnhof entwickelte sich für Mamadou Bah zu der Möglichkeit, einmal auszuatmen, eine vorübergehende Bleibe und einen netten sozialen Kontakt zu finden. Der unbekannte Unterstützer war bereit, mit einem ihm bis dahin Unbekannten seine Zeit und seine Wohnung zu teilen – ein Bereich, der unter anderen Umständen an enge soziale Beziehungen gebunden wäre. Die Alltage von Geflüchteten und Aktiven überschnitten und verknüpfen sich so temporär miteinander (siehe Kapitel 6.3.2). Das zeigte sich besonders deutlich an den zunehmend schlechter werdenden Bedingungen in den Notunterkünften, wie Dominik Wulz berichtet:

»Und diese Turnhallen, also da haben die Leute wirklich unter schwierigen Bedingungen gelebt. Mit ganz vielen Kindern auch. Das Essen wurde ja von dem UKT-Lieferanten gebracht. Das war für die Kinder überhaupt nicht geeignet, an so ein Essen waren die gar nicht gewöhnt. Und das heißt, da wurde heimlich in der Turnhalle auch noch gekocht oder bei Privatleuten haben dann die Frauen gekocht. [...] Und ich denke, das hat die Leute auch richtig so bei der Stange gehalten, weil die Not war einfach offensichtlich.«<sup>45</sup>

Die humanitäre Nothilfe richtet sich, wenn es notwendig erschien, auch gegen die Regeln in der Halle und über etablierte Hürden des Privaten.

Für immer mehr Menschen wurde also Humanität statt der völkischen Ideale ethnischer Homogenität handlungsleitend. Unterschiedliche gesellschaftliche Sedimente erfolgreicher humanitärer Aktionen und Diskurse, von Migrationsgeschichten in der Familie und nachbarschaftlicher Unterstützung verdichteten sich zu einem alltäglichen Humanitarismus, der in der humanitären Nothilfe in vielfältigen Formen mobilisiert werden konnte. Die Aktiven konnten an ein teilweise

44 Interview mit Mamadou Bah, Pos. 118.

45 Interview mit Dominik Wulz, Pos. 54.

über Generationen hinweg tradiertes, affektives Repertoire anknüpfen. Neben den anfangs überwiegend positiven Berichterstattung und den stellenweise humanitären Reaktionen politischer Entscheidungsträger\*innen spielte das Affiziert-werden von der als untragbar empfundenen Situation der Geflüchteten eine entscheidende Rolle in der Mobilisierung der affektiven Dynamik um das Jahr 2015. Diese machte für Viele die humanitäre Nothilfe zu einer plausiblen Antwort auf die unmittelbaren Notlagen. Diese humanitäre Nothilfe war vielerorts der Ausgangspunkt für die Verstetigung der Unterstützung.

### 6.1.3 Affektive Allianzen

Vielleicht gerade, weil die Verhältnisse so unsicher und angstbesetzt waren, war es für die Verstetigung der Unterstützungspraxis wichtig, dass sich die gemeinsame Zeit auch für die Aktiven selbst als affektiver Überschuss in Form von einer *guten* Zeit erweisen konnte – als etwas, dass »Spaß macht [...] und wo ich auch helfen kann«.<sup>46</sup> Denn »man muss irgendwie Dinge machen, die einem nicht total zuwider sind, ja? Sonst verliert man die Lust«<sup>47</sup>, wie Mirjam Berger in unserem Interview betont. Daraus entstanden unterschiedliche, über eine längere Zeit stabile affektive Verbindungen, die ich im Folgenden als affektive Allianzen fasste.

Sich mit Gleichgesinnten zusammenzutun, die ihren Fokus genauso wie man selbst auf die kräftezehrende wie sinnstiftende Unterstützung der Geflüchteten legten, wie es Mirjam Berger berichtet, kann sich gut anfühlen, was wiederum zu einer Verstetigung der Unterstützungspraxis beitragen kann:

»Über dieses Flüchtlingsnetzwerk kenne ich jetzt auch tatsächlich zwischenzeitlich unglaublich viele Menschen *gerade aus Tübingen und den umliegenden Gemeinden*, ja? Also das ist schon, wie soll ich sagen, das tut einfach gut, ja? Wenn man immer wieder auf Leute trifft, die

46 Interview mit Bärbel Danemann, Pos. 48.

47 Interview mit Mirjam Berger, Pos. 94.

sich für die gleiche Sache engagieren und das jetzt auch nicht groß raus hängen, sondern einfach am Ball bleiben, ja und klein weiter machen ja? Weil oft ist ja auch so... also ich sage mal, mein Mann und ich kommen schon aus so nem mittelständischen Milieu irgendwo. Aus dem, dass Menschen sich nur noch dafür interessieren, wo fahren sie jetzt als Nächstes hin und waren wir schon in Thailand oder fahren wir jetzt eher nach Peru und so. Und dieses ganze Konsumzeug das hängt mir irgendwie zum Hals raus, ja. Und das ist dann einfach wohltuend wenn man mit anderen Menschen zu tun hat, denen das auch vollkommen Wurst ist und die sich einfach für was Vernünftiges interessieren.<sup>48</sup>

Entlang der gemeinsamen Orientierung auf die humanitäre Nothilfe konnten sich stabilere affektive Allianzen herausbilden,<sup>49</sup> die sich über die Grenzen gesellschaftlicher Milieus erstrecken konnten. Die Aktiven aus selbstorganisierten Unterstützungskreisen mit unterschiedlichen politischen Biografien konnten genauso Teil davon sein wie Aktive in den Vereinen und Organisationen, die sich mit der Unterstützung beschäftigten, Angestellte der lokalen Verwaltung oder Geflüchtete selbst. Sie bildeten eine wesentliche Grundlage für die zivilgesellschaftliche Bewegung der Unterstützung, auf die ich in Kapitel 5.2 weiter eingehen werde. Als diese affektiven Allianzen aus dem Bereich subkultureller Zirkel heraustraten und zum Massenphänomen wurden, konnten sie ein affektives Klima erzeugen, das für die Aktiven aus sich selbst heraus solche affektiven Überschüsse ausstrahlen konnte. Maria Fischer beschreibt es aus ihrer Perspektive als Mitarbeiterin der lokalen Verwaltung folgendermaßen:

»Also die Bereitschaft sich zu engagieren ist einfach unglaublich groß in Tübingen. [...] Also ich find' das ist eine unglaubliche lebendige Stadt, mit vielen Ideen und Kreativität. Das find' ich unglaublich. Ich

<sup>48</sup> Ebd. Pos. 64.

<sup>49</sup> Eine interessante Diskussion um eine ähnliche Begrifflichkeit findet sich in dem Artikel Grossberg, Lawrence: What's going on? Cultural Studies und Populkultur, Cultural studies. Wien 2000, S.192.

fand das echt enorm. Das macht auch Spaß. Es macht richtig Spaß.  
Das ist einfach eine offene Gesellschaft hier in Tübingen.«<sup>50</sup>

Die lokale Bezogenheit der unterschiedlichen Akteur\*innen aufeinander, die ich in Kapitel 6.2 weiter entfaltet werde, scheint also – wie hier am Beispiel Tübingens deutlich wird – diesen Effekt noch zu verstärken.

Gleichzeitig betonten die von mir Interviewten immer wieder, dass sich die gemeinsamen Aktivitäten zumindest in der Anfangszeit nicht nur für die Aktiven selbst, sondern sich für alle Beteiligten gut angefühlt haben. Um neue Leute kennenzulernen – sei es bei gemeinsamen Festen, dem gemeinsamen Reparieren von Alltagsdingen oder gemeinsamem Kaffee und Kuchen – war es wichtig, dass alle »Spaß miteinander haben«.<sup>51</sup> Der Aufbau von Vertrauen war deutlich leichter, wenn man gegenseitig gut miteinander auskommt. Gerade für die Unterstützung von traumatisierten Geflüchteten spielte es eine entscheidende Rolle, dass sich entlang der Wahrnehmung der Aktiven als »vertrauensvoller Ansprechpartner«<sup>52</sup> neue affektive Allianzen herstellen konnten. Dabei reichten die Gemeinsamkeiten über die rein funktionale Unterstützung der Geflüchteten hinaus, umfassten unterschiedliche Konstellationen von Akteur\*innen und waren ein Stück weit Selbstzweck: »Man traf sich auch zu privaten Anlässen wie Geburtstagsfeiern und tauschte sich auch über persönliche Themen wie Probleme auf der Arbeit oder in der Familie aus.«<sup>53</sup> Der Aufbau von Vertrauen mündete, wie Nikolai Huke betont, immer wieder in »intensive[n] Kontakte[n], die potenziell lebenslang andauern«.<sup>54</sup> Nahe soziale Beziehungen wie Freund\*innenschaften oder familienähnliche Bindungen, die sowohl die Geflüchteten, die Aktiven als auch die Mitarbeiter\*innen der lokalen Verwaltung umfassen konnten,<sup>55</sup> spielten eine Schlüsselrolle bei der solidarischen Sorge. Sie

---

50 Interview mit Maria Fischer, Pos. 14.

51 Interview mit Angelika Sauter, Pos. 52.

52 Interview mit Dominik Wulz, Pos. 100.

53 Sutter 2017, S. 18.

54 Huke 2021b, S. 7.

55 Vgl. Sutter 2017, S. 15.

waren die Grundlage und konnten Ergebnis erfolgreicher Unterstützung sein, wie die Beschreibung von Nadim Sediqi, einem Geflüchteten, der selbst andere Geflüchtete unterstützte, zeigt:

»[I]ch bin nicht offiziell, aber inoffiziell Dolmetscher für die [...] Geflüchteten. Und ich helfe den Geflüchteten zum Beispiel, wenn sie beim Lebenslauf Probleme haben, oder bei der Bewerbung Probleme haben. *Die kennen mich von meiner Hilfe. Und aus der Unterkunft. [...] Viele Geflüchtete nehmen privat Kontakt mit mir auf, sie sind wie ein Freund. Ein guter Freund.* Deshalb, wenn sie Problem haben, möchte ich auf jeden Fall gerne meinem Freund helfen«.<sup>56</sup>

Durch die Unterstützung hatte Nadim Sediqi Kontakte zu Geflüchteten geknüpft und sich darüber mit ihnen befreundet. Die daraus entstandenen Freund\*innenschaften waren dann erneut die Grundlage für anschließende Unterstützungspraktiken. Sie trugen so in einem doppelten Sinne zu der Verfestigung der solidarischen Sorge bei: Erstens verknüpfen sie, wie Nadim Sediqis Beispiel zeigt, Menschen, die sich von einer spontanen humanitären Unterstützung kennen, über einen längeren Zeitraum. Und zweitens stellten sie für die Beteiligten im besten Fall einen positiven affektiven Überschuss dar und waren dadurch gleichzeitig Selbstzweck und wesentlicher Antrieb, die Kontakte auf Dauer zu stellen. So konnten Kontakte sogar weit über die Zeit einer forcierten Rückkehr hinaus genau wie über die nationalen Grenzen hinweg stabil bleiben:

»Erstmal war das eine sehr aufregende Zeit, also haben wir uns eben um die Flüchtlinge in der Turnhalle gekümmert und daraus sind dann, ja, richtige Freundschaften entstanden. Also eine alleinerziehende Mutter mit zwei Kindern aus Albanien [...] um die haben wir uns dann mehr gekümmert als um andere. Und die mussten dann allerdings wieder zurückkehren 2017. Und das ist eine Art Adoptivfamilie für uns geworden also, wir waren seitdem acht Mal in Albanien. Jetzt

---

56 Interview mit Nadim Sediqi, Pos. 2.

vor Kurzem erst wieder. Wir besuchen die also regelmäßig, helfen da auch ein bisschen.«<sup>57</sup>

Gerade Freund\*innenschaften zwischen Geflüchteten und Aktiven waren dazu in der Lage, das potenziell ungleiche Verhältnis zwischen Sorgenden und Sorgeempfangenden (siehe Kapitel 4.2) zu transzendifieren, wie das folgende Beispiel von Linda Schneidert zeigt:

»Ich habe vor allen Dingen einen Freund noch, mit dem ich seit vier Jahren einfach in intensivem Kontakt stehe und ihm... also das ist weniger so ne Hilfsaktion, sondern mehr so ne Freundschaft die halt mit-einbezieht, dass er bei Behördentexten Schwierigkeiten hat, sie zu verstehen. Und unsicher ist, ob er alles richtig macht und der ist kräftig und schnell und wenn ich schwere Dinge zu tragen habe, das ist wunderbar, jemanden zu wissen, der sagt. ›Natürlich komme ich und ich bringe auch noch meine drei Freunde mit.‹ Also da gab es ne ganze Gruppe von jungen Männern, wo ich dann auch unterschiedlich was geholfen habe. Und das, warum das mit ihm so ne Freundschaft geworden ist, ist einfach, weil verschiedene Sachen sonst noch passen. Also der ist viel jünger als ich, aber zum Beispiel politisch sehr interessiert. Und er hat mir viel über die politischen Zustände da erklärt, was ich überhaupt nicht wusste, weil es mich nicht interessiert hatte bis dahin. Also wie es da ist, wo er herkommt. Und ganz viele so Sachen wo ich, auch wenn ich Nachrichten höre, ihn dann fragen kann, einfach: das habe ich nicht verstanden. Der ist halt dann einfach einer, den das auch beschäftigt und darüber redet.«<sup>58</sup>

Durch die soziale Nähe, die durch die Freund\*innenschaft entstand, wurde es möglich, sich mehr auf Augenhöhe zu begegnen, sich mit verschiedenen Fähigkeiten eher gegenseitig zu unterstützen – und damit die ansonsten oft einseitige Unterstützung hinter sich zu lassen. Demgegenüber spiegelt sich in anderen längerfristigen Kontakten, die stärker familialen Beziehungen ähneln, der ungleiche Charakter

---

57 Interview mit Dominik Wulz, Pos. 2.

58 Interview mit Linda Schneidert, Pos. 4.

von Sorgeverhältnissen wider. So werden Aktive immer wieder als *neue Oma*, *neuer Opa*, oder wie Heike Böhm es beschreibt, als *Mama* bezeichnet – als Marker für die Sorgegebende – und mit den entsprechenden Verantwortlichkeiten entsprechender Familienmitglieder behandelt, wie mir Andrea Fuchs berichtet:

»Die hat auch ganz lange als Ehrenamtliche mitgearbeitet und hat dann eben auch zwei Jungs aus Gambia betreut und mit denen ist sie immer noch total eng. Und die ist halt für die wirklich wie ne Mama. Und die ist auch nach Gambia geflogen und hat die Mamas von den zwei Jungs besucht. Und die auch nen Sohn im Alter von den zwei Jungs, genau. Also, die hat auch gesagt, für mich sind die wie Söhne. Und ihr Sohn musste sich damit arrangieren, dass er [...] vom Einzelkind zum Zwei-Brüder-Kind geworden ist.«<sup>59</sup>

Die affektive Allianz, von der hier berichtete wurde, ist entlang bestehender familialer Sorgeverhältnisse strukturiert und bedeutet für die Beteiligten eine entsprechend enge Bindung, äquivalent wie die Bindung zwischen Familienmitgliedern.

Eine weitere affektive Allianz, die für die Unterstützungspraxis eine wichtige Rolle spielte, waren die Netzwerke von Geflüchteten. Unter dem Druck der Fluchtmigration und häufig wechselnden Wohnorten waren diese Kontakte häufig flüchtig und temporär. Trotzdem finden sich in meinem Material häufig Spuren eines feinen, weitverzweigten Netzes der gegenseitigen Hilfe unter Geflüchteten, das sich jenseits der selbstorganisierten Unterstützungs Kreise aufspannte. Auch entlang bereits etablierter Institutionen konnten Geflüchtete in Kontakt kommen und ihre Netzwerke und affektiven Allianzen erweitern, wie mir Esma Halabi beispielhaft berichtete:

Jeden Samstag gibts eine arabische Schule von morgens bis nachmittags. Und dort habe ich auch ein bisschen was mitgemacht. [...] Zum Beispiel beim arabischen Filmfestival. Ich bin seit drei, vier Jahren

---

59 Interview mit Andrea Fuchs, Pos. 19.

auch *beim* Orgateam dabei. Dort haben wir sehr viel Spaß gehabt. [...] Und ich habe auch andere Araberleute kennengelernt.«<sup>60</sup>

Gleichzeitig war es für viele Geflüchtete der Normalzustand, kontinuierlichen Kontakt mit ihren Familienmitgliedern zu haben, die sich ebenfalls auf den Weg gemacht hatten, oder die in der ehemaligen Heimat zurückgeblieben waren. Im letzteren Fall war es für viele Geflüchtete selbstverständlich, regelmäßig Geld ins Ausland zu schicken, wie Karim Fazal exemplarisch von seiner Mutter berichtete, die im Fluchtland geblieben war: »[S]ie bekommt keine Unterstützung vom Staat, meine Mama. Und wenn ich kein Geld schicke, dann sie hat kein Essen.«<sup>61</sup> Die solidarische Sorge galt also in vielen Fällen nicht Einzelpersonen, sondern in affektive Allianzen eingebundenen – letztlich einzelnen Knotenpunkten in eigenen affektiven Netzwerken der Sorge.

Die soziale Nähe, die durch die längerfristigen Beziehungen entstand, begünstigte eine affektiv gestützte, sich selbst verstärkende Dynamik. Je näher sich Aktive und Geflüchtete standen, desto mehr Unterstützungsbedarfe rückten in den Fokus der Aktiven und desto verantwortlicher fühlten sie sich. Die alltäglichen Probleme konnten entsprechend weite Bereiche der Alltage der Geflüchteten betreffen und damit enorm umfangreich sein. Mirjam Berger berichtete mir beispielsweise von ihrer Nachbarin, die eigentlich unverbindlich in den Unterstützungskreis hineinschauen wollte, um sich mit den Kindern der Geflüchteten zu beschäftigen. Als sie aber dann die Geflüchteten und ihre konkreten alltäglichen Notlagen kennenlernte, konnte sie nicht mehr zurück in ihren eigenen Alltag, als wäre nichts gewesen. Durch den nahen, persönlichen, vielleicht auch freundschaftlichen Kontakt begann die klare Trennung der unterschiedlichen Alltage unscharf zu werden:

»Die [Nachbarin] ist eigentlich für die Kinderbetreuung zuständig und dann lernt sie aber die Familien kennen, dann hört sie, aha, das Kind

---

60 Interview mit Esma Halabi, Pos. 74.

61 Interview mit Karim Fazal, Pos. 62.

ist noch nicht geimpft. Das Kind sucht noch einen Kindergartenplatz, ja. Die Mutter sucht einen Sprachkurs und *schon kümmert sie sich um alles, was jetzt da dran hängt*. Also eigentlich sollte sie nur einmal in der Woche Kinderbetreuung machen, Kinderangebot mit einer anderen Frau zusammen. Aber dann... [...] Dann zieht die eine Familie *in einen Vorort*, dann trennt sich die Frau von ihrem Ehemann, dann ist sie allein mit ihren Kindern. Dann fährt die [Nachbarin] *in den Vorort* und kuckt wie kann sie jetzt hier einen Sprachkurs organisieren, wo gehen die jetzt in den Kinder hin und so ist das immer so ein Selbstläufer, ja?«<sup>62</sup>

Was sich hier als Selbstläufer anfühlte, ist eine affektive Verkettung, die mit der humanitären Nothilfe ihren Anfang nahm. Die soziale Nähe, die daraus resultierte, führte dazu, dass die Aktiven umso mehr Einblick in den Alltag und die drängenden Probleme bekamen, vor denen die Geflüchteten standen, was bei erfolgreicher Unterstützung wiederum zur Vertiefung der sozialen Beziehung führte – eine sich selbst verstärkende Dynamik entstand, die über die affektiven Verbindungen eine eigene Sogwirkung entwickelte. Denn je näher den Aktiven diejenigen Geflüchteten mit vielfältigen, aber unerfüllten Sorgebedürfnissen standen, desto schwerer konnten sich Aktive dem entziehen, wie mir Heike Böhm berichtete:

»Alle sind am Ende ihrer Kraft. Und gerade die ehemalige Pfarrerin sagt immer wieder: >Ich muss aufgeben, ich kann nicht mehr. Aber das nächste Mal ist sie halt doch wieder da und macht wieder das Haupt-Engagement. Und sie sagt, wenn man dann mal befreundet ist mit den Leuten und dann will man ja auch mit denen zusammensein.«<sup>63</sup>

Die affektive Dynamik kam in der Folge der Begegnungen um das Jahr 2015 vor allem durch die begrenzten zeitlichen und psychischen Ressourcen der Aktiven ins Stocken. Die Unterstützung wurde als Kon-

---

62 Interview mit Mirjam Berger, Pos. 66.

63 Interview mit Heike Böhm, Pos. 22.

sequenz irgendwann als zu viel wahrgenommen, wie mir Hilda Pfeffer berichtete:

»Ich habe mich natürlich auch irgendwie reingekniet in die Beziehung zu diesen Leuten. Es sind auch freundschaftliche Beziehungen. Und die sind eigentlich weitgehend alle schön gewesen, aber dadurch natürlich auch sehr zeitintensiv und irgendwann konnte ich das dann nicht mehr durchhalten, weil es mir über den Kopf wuchs.«<sup>64</sup>

Die Unterstützungspraxis griff dabei so sehr in den Alltag der Aktiven ein, dass die meisten ihr Engagement mit der Zeit begrenzen oder reduzieren mussten. In Extremfällen führte das auch zum Abbruch des Engagements, wie mir eine Aktive berichtete:

»Und das war dann auch für mich der Punkt, zu sagen, ich mache da nicht mehr mit. Also nicht mehr bei dem *Unterstützungskreis*, nein, aber in diesem System, das Ehrenamtliche ausbeutet und Ehrenamtliche sich da voll reinhängen, ihr Herzblut reinstecken... und ich habe wirklich im Vergleich zu anderen Ehrenamtlichen versucht mich zurückzuhalten.«<sup>65</sup>

Um das Engagement auf eine längere Zeitdauer durchzuhalten, war es also notwendig, mit dieser Dynamik aktiv umzugehen und beispielsweise im Team mit anderen Aktiven zusammenzuarbeiten, wie Mirjam Berger ausführt:

»Da werden wir auch vier bis fünf Wochen weg sein. Also das richte ich mir dann schon so ein dass diese Arbeit, diese Flüchtlingsarbeit, die tendiert dazu, dass sie einen auffrisst dass es immer mehr wird und ich denke, das, das ist ganz gut, wenn man da ne Methode findet, einmal im Team zu arbeiten, ja? Also wenn ich jetzt zum Beispiel weg bin und, und dieser junge Gambier hat wieder ne Frage dann habe ich jetzt schon meine Kollegin interviewt, die auch gambische Flüchtlinge

---

64 Interview mit Hilda Pfeffer, Pos. 102.

65 Interview mit Andrea Fuchs, Pos. 5.

betreut *Katrin*, mach du das, ja ich bin nicht da und er weiß dann auch, er kann sich an die andere wenden. Also dass man irgendwie kuckt, dass man so auf niederschwellig so ein Netzwerk hat. Wo man sich gegenseitig unterstützen kann.<sup>66</sup>

Gerade vor dem Hintergrund der in Kapitel 3 beschriebenen Ideologiekritik, wie sie sich bei weiten Teilen der aktivistischen Beobachter\*innen findet, ist die besondere Beachtung der affektiven Dimension wichtig. Statt des reflexartigen ideologiekritischen Verweises des Affektiven aus der Sphäre des Politischen lege ich den Fokus auf die ethnografische Erkundung der affektiven Dimension, um damit überhaupt erst begreifen zu können, wie sie sich entfalten konnte. Es zeigt sich, dass es für die länger anhaltenden Unterstützungs-Arrangements eine relevante Rolle spielte, »zusammen eine gute Zeit zu haben« und »Dinge zu tun, die Spaß machen« – nicht aus falschem Bewusstsein, sondern vielmehr als selbstbewussten Selbstzweck. Diese affektiven Überschüsse konnten die Aktiven untereinander oder mit den Geflüchteten zu affektiven Allianzen verbinden, die sich zu Freund\*innenschaften oder längerfristigen, familienähnliche Konstellationen entwickeln konnten. Diese Allianzen konnten die unmittelbare Zeit der humanitären Nothilfe überdauern und dabei die ansonsten wirkmächtigen Milieugrenzen überschreiten – und sind so eine wichtige Grundlage für die breiten Arrangements, die das solidarische Sorgen im Wesentlichen getragen haben. Die flüchtigen und längerfristigen affektiven Allianzen von Geflüchteten selbst spielten eine wichtige Rolle für die solidarische Sorge und verdeutlichen, dass die Unterstützung statt auf Einzelpersonen zu fokussieren, Knotenpunkte in größeren affektiven Netzen der Sorge adressierten.

Die näheren sozialen Kontakte zwischen Aktiven und Geflüchteten begünstigten eine sich selbst verstärkende, affektive Dynamik: Gerade durch den Kontakt konnten Aktive auf immer mehr Punkte der Unterstützung aufmerksam werden, die wiederum weitere Annäherung bedeuten und erneut weitere Unterstützung nach sich ziehen konnte, was letztendlich zu Überforderungen führen konnte. Das Wissen um und

---

66 Interview mit Mirjam Berger, Pos. 4.

der proaktive Umgang mit dieser Dynamik war ein wichtiger Baustein, um das solidarische Sorgen über längere Zeit durchzuhalten.

## 6.2 Lokale Dimension

Auffällig ist, dass die solidarische Sorge am besten vor Ort funktionierte – das Lokale war das zentrale Terrain der Unterstützung. Spätestens seit dem *spatial turn* Ende der 1980er-Jahre spielen Diskussionen um Raumkategorien eine relevante Rolle in unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen.<sup>67</sup> In den *migration and integration studies* lassen sich immer mehr Arbeiten einem dezidierten *local turn* zuordnen, die die Bedeutung lokaler Vorgeschichten, Pfadabhängigkeiten und Netzwerke hervorheben.<sup>68</sup> Sich dem Lokalen und damit auch der konkreten Lebenswelt der Menschen zuzuwenden, war seit ihrer Gründung ein zentrales Moment der Empirischen Kulturwissenschaft. Die Kulturanthropologin Johanna Rolshoven hat herausgearbeitet, dass das Lokale sowohl »ein spezifischer, umgrenzt lokalisierbarer, ein namentlicher Ort sein [...] [kann, als auch] als konkreter (städtischer) Ort immer historisch-affektiv aufgela- dener und gegenwärtig individuell realisierter Lebensraum ist«,<sup>69</sup> also mindestens auf zwei Ebenen für die Alltagskultur relevant ist.

Allerdings ist der Fokus auf die lokale Dimension der solidarischen Sorge nicht nur eine analytische Möglichkeit neben vielen anderen, sondern an dieser Stelle notwendig, um die spezifische Qualität der Praktiken des Sorgens in den Blick zu bekommen. Der durch die erfolgreiche Migrationsbewegung herbeigeführte, temporäre Kollaps des europäischen Grenzregimes hatte einen unmittelbaren Effekt auf der

---

67 Vgl. Low, Setha M.: *Spatializing culture: The Ethnography of Space and Place*. New York, NY 2016.

68 Vgl. Hinger, Sophie/Schäfer, Philipp/Pott, Andreas: *The Local Production of Asylum*. In: *Journal of Refugee Studies* Vol. 29 (2016), H. No. 4, S. 440–463, hier S. 453.

69 Rolshoven 2003, S. 209.

lokalen Ebene. Die lokalen Verwaltungen waren mit der Zahl der ankommenden Geflüchteten vielerorts massiv überfordert.<sup>70</sup> Und genau dort – lokal – wurde die konkrete Unterstützung der vor Ort ankommenden Geflüchteten dringend gebraucht. In der solidarischen Sorge spielen räumliche Aspekte der Nahverhältnisse vor Ort eine herausragende Rolle: Die Unterstützungspraxis konnte *erstens* an unterschiedliche lokale Vorgeschichten der Unterstützung Geflüchteter anknüpfen, die sich oft um lokalhistorische Kristallisierungspunkte, wie Orte, die immer wieder als Unterkünfte für Geflüchtete dienten, herum gruppierten. Diese Erfahrungen konnten aktualisiert und erneuert werden, wie ich im folgenden Kapitel 6.2.1 weiter ausführe. Dabei erleichterte *zweitens* die lokale physische Nähe die Praktiken der Sorge enorm (Kapitel 6.2.2). Diese fanden aber nicht nur auf lokalem Terrain statt, sondern veränderten *drittens* das Lokale durch ihre Praxis, oder brachten neue temporäre Orte und neue lokale Netzwerke hervor (Kapitel 6.2.3). *Viertens* lässt sich entlang vielfältiger Netzwerke und Initiativen zeigen, dass Kommunen und Städte das Potenzial haben, als lokale *sichere Häfen* zu fungieren und die Dynamik der Mobilisierung, um das Jahr 2015 in besonderer Weise aufzunehmen (Kapitel 6.2.4). In ihren vielfachen Bezügen zum Lokalen zeigt sich die grundlegende *präsentische* Logik der Tätigkeiten der solidarischen Sorge, die sich im Gegensatz zu dem *repräsentistischen* Fokus des zeitgenössischen politischen Aktivismus (siehe Kapitel 3), nicht nur im *Jetzt*, sondern eben auch im *Hier* abspielt. Vor Ort, an den konkreten Räumen des Alltags.

### 6.2.1 Lokalhistorische Kristallisationspunkte

Die solidarische Sorge um das Jahr 2015 konnte an zahlreiche lokale Erfahrungen mit der Unterstützung neu Ankommender, die daraus resultierenden lokalen Netzwerke und das darin sedimentierte lokale Wissen anknüpfen. Dafür spielten auch lokalhistorische Orte eine wichtige Rolle, an denen sich die Unterstützungspraktiken kristallisieren konnten. Die Thiepval-Kaserne im Süden des Tübinger Hauptbahnhofs war ein

<sup>70</sup> Vgl. Vey 2020, S. 174.

solcher Ort, der in mehreren meiner Interviews erwähnt wurde. Über Dekaden waren hier unterschiedlichste Geflüchtete untergebracht. Damit fungierte es als lokalhistorischer Kristallisierungspunkt für die Unterstützung eben jener Neu-Zugezogenen, aus denen einige Aktive ihren Erfahrungsschatz schöpften. Annette Lindgren, die selbst seit den 1980er-Jahren in der Unterstützung für Geflüchtete aktiv ist, hat mir Folgendes dazu erzählt:

»[I]ch habe schon in den 80er Jahren Flüchtlingsarbeit gemacht. Hier in Tübingen. [...] damals war die Thiepal-Kaserne [...] eine große Flüchtlingsunterkunft. Und es kamen sehr viele Flüchtlinge aus Iran, Irak, Eritrea, Vietnam war ein großes Kontingent. Und später auch aus Polen. [...] Dann die 80er Jahre hier, also das war dann eine Möglichkeit, auch mal mit Flüchtlingen überhaupt näher in Kontakt zu kommen und zu schauen, warum gehen die Leute eigentlich weg, was beschäftigt die, was ist die Situation in deren Land und wie gehen denn hier, wie geht denn unsere Gesellschaft lange nach dem Dritten Reich mit dieser Geschichte um. [...] [U]nd jetzt 2014 bin ich in den Ruhestand gegangen. Und die *eine Geflüchtetenunterkunft* ist quasi bei mir um die Ecke, so nur ganz wenige Meter [...]. Und so hat sich das entwickelt und ich hatte auch Kontakte hier zu diesem Pfarrer, der hier wohnt, den kannte ich ganz gut, und ja, das hat sich dann einfach so ergeben. Aber jedenfalls sowieso rutscht man dann auch schnell in diese Funktion rein, dass man Dinge koordiniert und es liegt mir auch Leute zusammenbringen und Netzwerke bauen und Workshops machen [...]. Die Unterbringung von frisch angekommenen Geflüchteten war lange nicht so dezentral wie sie 2014/15 war. Die landeten hier in Tübingen alle in der Thiepal-Kaserne. War eine Massenunterkunft, die war schrecklich. Und alles war, also von der Politik her, auf Abschreckung angelegt, von der ersten Stunde an, ›die wollen wir hier nicht haben‹. [...] Unterstützerkreise gab es daher auch nicht so viele wie hier, so stadtteilbezogen oder unterkunftsbezogen, sondern einen großen, der traf sich immer im Schlatterhaus.«<sup>71</sup>

---

71 Interview mit Annette Lindgren, Pos. 291–293.

Es wird deutlich, dass die zentralisierte Unterbringung zwar für die Bewohner\*innen miserable Wohnverhältnisse bedeutete, dass sie gleichzeitig aber auch eine Möglichkeit für Interessierte war, überhaupt Kontakt zu den Menschen herzustellen, die da angekommen waren und damit die soziale Distanz zu ihnen zu verringern. Annette Lindgrens Ausführungen sind ein kondensiertes Beispiel für die Routinen der Abschreckung, mit der relevante Teile der deutschen Gesellschaft auf die Geflüchteten reagierten. In den 1980er-Jahren gab es im Gegensatz zu dem Zeitraum um das Jahr 2015 statt den vielen Unterstützungskreisen direkt an den Unterkünften eher einen zentralen Kreis an Menschen, die sich organisiert trafen, um die Unterstützung für Geflüchtete auf die Beine zu stellen. Die Erfahrungen, die die von mir interviewte Aktive im Umfeld der Thiepal-Kaserne mit der Unterstützung von Geflüchteten gemacht hat, machten es für sie in besonderem Maß plausibel, 2014 daran dann wieder anzuknüpfen und die Erfahrungen und Kontakte wieder zu reaktivieren.

Auch in den 1990er-Jahren spielte der Ort der zentralisierten Unterbringung von Geflüchteten eine relevante Rolle für die Aktiven, erzählte mir Mirjam Berger, die selbst schon seit den 1990er-Jahren aktiv in der Unterstützung für Geflüchtete ist, dass sich ein Arbeitskreis um die zentrale Unterkunft – damals noch in der Tübinger Katharinenstraße – gegründet hatte, um die Lebensverhältnisse der ankommenden Spätaussiedler zu verbessern:

»Wir haben die Aussiedlerfamilien besucht [...]. Und dann haben wir auf der politischen Ebene einfach versucht, die Wohnverhältnisse für diese Leute zu verbessern. Die haben damals unter schrecklichen Bedingungen gewohnt, diese Familien. In großen Räumen, also mittlerweile ist dieser Bau ja unterteilt, ja, aber es waren riesige Räume und die wurden dann einfach durch Schränke unterteilt und dahinter wohnte die eine Familie und dort wohnte die andere Familie jahrelang manchmal, ja. Also das war unvorstellbar. Wie die Anfang

der 90er-Jahre die Leute untergebracht haben. Ja. Vier Quadratmeter pro Person«.<sup>72</sup>

An diesem Beispiel wird deutlich, welche zentrale Rolle der konkrete Ort als Voraussetzung für soziale Kontakte einerseits und die Empörung über die unwürdigen Lebensverhältnisse (siehe Kapitel 6.1.1) der Ankommenden andererseits spielt, ohne die eine solche Unterstützung nur schwer vorstellbar ist. Gleichzeitig zeigt sich, dass die Form der Unterstützungsmodelle kein neues Phänomen ist, sondern um 2015 bekannte und bewährte Formen, teilweise auch Kontakte aktualisiert werden konnten.

Anhand der Praxis des Kirchenasyls lassen sich in Tübingen zwei weitere Aspekte zeigen, die bei der Mobilisierung um das Jahr 2015 eine Rolle gespielt haben dürften. Einerseits konnten einige Gemeinden auf jahrzehntelange Erfahrung in der Praxis des Kirchenasyls zurückgreifen. Das folgende Interviewzitat zeigt sogar, wie die Aufnahmebereitschaft von Verfolgten mit dem eigenen Selbstverständnis der Gemeinde verwoben sein kann:

»Wir hatten bis vor zwei, drei Wochen hier Kirchenasyl in diesem Haus. Ein Jahr. Und die *Gemeinde* hier, die hat das nicht zum ersten Mal gemacht. Die hatten vor vielen Jahren schon Jemand, der war, glaube ich, Kurde. Ich habe das da nicht mitgemacht, weiß es nicht so genau. Und da haben sie die ganze Familie, mehrere Kinder, da in in der Wohnung des Mesners (die war da nicht bewohnt), haben die da untergebracht und beschützt. Und es ist auch so ausgegangen, dass die dann bleiben konnten. Bei der Frau, die wir hier untergebracht hatten in diesem Gebäude, ist das auch gut ausgegangen. [...] [S]ie kriegt die Aufenthaltserlaubnis, sie ist bei ihrem Freund, den sie schon in Eritrea hatte, und die mögen sich immer noch und haben jetzt ein kleines Kind zusammen und es ist wirklich absolut super gelaufen. Aber wir haben hier verdammmt viel Glück gehabt mit dieser Kirchengemeinde. Dass die gesagt haben, ja, das gehört zu unserer Tradition. Dieses Haus hier [...] hat einen Namen, der an Verfolgung erinnert.

---

72 Interview mit Mirjam Berger, Pos. 72.

*Der Namensgeber, der hat schon im Dritten Reich Juden versteckt. Ja? Nicht in diesem Haus, das gab es da nicht, aber in Tübingen. Man hat dieses Haus bewusst nach diesem Mann benannt, weil die Nachkommen [...] hier der Gemeinde leben. Und sich sehr dafür eingesetzt haben, dass die Gemeinde bei dieser Aufnahmefähigkeit bleibt. Das hat sie geschafft, bis jetzt.«<sup>73</sup>*

Neben der Erfahrung der konkreten Praxis des Kirchenasyls gibt es andererseits eine ausgeprägte Kooperation unterschiedlicher Tübinger Kirchengemeinden über Konfessionsgrenzen hinweg im Rahmen von Kirchenasylen.<sup>74</sup> Dieses lokale Wissen und die lokalen Netzwerke konnten bei erneuteten Kirchenasylen ein Stück weit reaktiviert werden, wie Mirjam Berger mir berichtete:

»Ich glaube, das hat >98 angefangen. Da gab es eine Anfrage an unsere Kirchengemeinden, glaube ich, an die evangelische und katholische, ob wir uns vorstellen können, eine kurdische Familie ins Kirchenasyl zu nehmen. Und da haben sich dann noch eine andere Gemeinde daran angeschlossen und noch eine Gemeinde [...]. Auf jeden Fall ging das, die haben dann in der Mesner-Wohnung von der anderen Gemeinde gewohnt, diese große Familie [...]. Diese sechs Personen und die haben da vier Jahre lang gewohnt und wir haben sie dann halt begleitet, die ganze Zeit juristisch und politisch und Öffentlichkeitsarbeit gemacht und so.«<sup>75</sup>

Auch entsprechende kommunale Initiativen können einen lokalhistorischen Fluchtpunkt für Erfahrungen der Unterstützung Geflüchteter bilden. So erzählte mir Maria Fischer, eine Angestellte der Verwaltung, warum sie sich privat schon lange mit Geflüchteten auseinandergesetzt hat:

73 Interview mit Annette Lindgren, Pos. 319.

74 Vergleiche hierzu das Pressestatement des Arbeitskreises „Ökumenisches Kirchenasyl“ aus dem Jahr 2001. URL: <https://www.kirchameck.de/TueKia8.html> (Zugriff: 01.11.23).

75 Interview mit Mirjam Berger, Pos. 50.

»Also Migration beschäftigt mich schon ewig. Also schon ganz ganz lange und auch während des Iran-Irak-Kriegs. Da waren reichlich Asylbewerber da. Da hatte ich schon, als ich relativ jung war, Kontakt zu Geflüchteten. *Die Sozialbetreuung war damals noch nicht so gut.* [...] Ich hatte da einfach Kontakte. [...] Und Tübingen hatte ja bis jetzt vor kurzem auch noch das Projekt ›Nachbarschaft und Vielfalt‹, wo ich so ein bisschen mit drin war. [...] Also wie werden die Quartiere jetzt tatsächlich wahrgenommen, wie kriegen wir da noch Bürgerengagement hin, und wie schaffen wir das, die Leute hier wirklich ankommen zu lassen?«<sup>76</sup>

Zusammen mit den Erfahrungen der Unterstützung Geflüchteter aus dem Iran-Irak-Krieg bildeten die Erfahrungen aus dem kommunalen Programm *Nachbarschaft und Vielfalt* ein wichtiges Moment für meine Interviewpartnerin, sich auch in der Verwaltung mit Geflüchteten zu beschäftigen – in einem Teil der lokalen Verwaltung also, der selbst ein Stück weit von der Dynamik der Mobilisierung um das Jahr 2015 erfasst wurde.

Lokalhistorische Erfahrungen der Unterstützung Geflüchteter vor Ort spielen auch für die Mobilisierung von 2015 eine Rolle. So konnten Aktive konkretes Wissen, lokale Netzwerke und bewährte Formen der Organisation – wie beispielsweise die der Unterstützungscreise – reaktivieren und der aktuellen Situation anpassen. Die zentralisierte Unterbringung von Geflüchteten funktionierte immer wieder als lokalhistorischer Kristallisierungspunkt für die Unterstützung neu Angekommener. Um sie herum konnten sich entsprechende Erfahrungen und Netzwerke akkumulieren, an die Aktive in der Mobilisierung von 2015 teilweise anknüpfen konnten. Gerade mit der Praxis des Kirchensaals haben einige Kirchengemeinden jahrzehntelange Erfahrungen, zu der auch eine Tradition der konfessionsübergreifender Kooperation unterschiedlicher Gemeinden gehört. Beide Momente konnten wieder erneuert werden, als um das Jahr 2015 neue Fälle für die Unterstützung aus den Gemeinden heraus bekannt wurden. Aber auch entsprechende

---

76 Interview mit Maria Fischer, Pos. 19.

kommunale Programme können als lokalhistorische Fluchtpunkte für den Kontakt und die Unterstützung von Geflüchteten funktionieren, die 2015 eine Rolle spielten.

### 6.2.2 »Hier um die Ecke«

Der lokale Handlungsrahmen ermöglichte die solidarische Sorge erst in dem Ausmaß, das sich um 2015 zeigt. Im Gegensatz zu *repräsentistischen* Praktiken finden die Praktiken der solidarischen Sorge um das Jahr 2015 wesentlich auf lokalem Terrain statt. Ein anschauliches Beispiel dafür, wie wichtig die physische Kopräsenz vor Ort war, sind die selbstorganisierten Sprachkurse. Angelika Sauter sagte mir beispielsweise:

»Und ich habe mich dann halt für den Sprachunterricht gemeldet. So war das dann, das war der Ausgangspunkt. *Das war* so eine Interimslösung *in der* Unterkunft. Die kamen dann zum Unterricht, und zwar war das gemischt. Es waren syrische Menschen, aus dem Irak, es waren einige Schwarze Menschen dabei, aus Gambia überwiegend. Das war ja anfänglich extrem schwierig, weil die Meisten konnten eben gar keine Fremdsprache. Also Deutsch sowieso nicht. Ich habe jetzt ja auch nicht ›Deutsch als Fremdsprache‹ studiert, aber das hätte mir wahrscheinlich bei den Anfängen gar nichts genutzt. Ich konnte ja eigentlich nichts erklären. Ich hab das halt gemacht wie im Kindergarten.«<sup>77</sup>

Gerade wegen der gegenseitigen Sprachbarrieren war also eine basale Kommunikation vor Ort essenziell, in der Körpersprache und nonverbale Interaktion eine wichtige Rolle spielen konnten. Doch das Lokale geht über die einfache Kopräsenz vor Ort hinaus. Die Unterstützungspraktiken griffen genauso auf lokales Wissen und lokale Netzwerke zurück. Physische Nähe war entscheidend für den Aufbau sozialer Beziehungen und die konkrete Praxis der Unterstützung. Die Aktive Linda Schneidert bemerkte dazu treffend:

---

77 Interview mit Angelika Sauter, Pos. 2.

»Ich glaube, es hat auch was damit zu tun, ob man Geflüchtete kennt oder mit denen schon mal gesprochen hat oder nicht, ob man zu so ner Einschätzung kommt oder die können ja auch eigentlich auch wieder gehen oder so. Habe ich immer so den Eindruck, dass das mit so ner Nähe vielleicht zu tun hat. Oder mit einer Erfahrung halt, die man gemacht hat, dass Leute das Einem auch mal erzählen von ihrer Fluchtgeschichte. Also warum sie gegangen sind. Also Leute, die da mal Konkreteres hören drüber, tun sich leichter mit der Vorstellung, dass das sinnvoll ist, für die hier zu sein.«<sup>78</sup>

Das hier beschriebene gegenseitige Kennenlernen wäre ohne physische Nähe nur schwer vorstellbar. In den Ausführungen der bereits von mir erwähnten Aktiven Annette Lindgren wird deutlich, welche elementare Bedeutung das Lokale für die Unterstützungspraktiken spielte:

»Und wir haben hier 2014 das mitgekriegt, dass da eine Flüchtlingsunterkunft rein soll, das war vorher anders genutzt. Und daraufhin hat sich hier aus der Nachbarschaft, also nicht unbedingt aus der Kirchengemeinde, sondern mehr aus der Nachbarschaft eine Interessengruppe gebildet, die gesagt hat: Ja, dann wollen wir uns engagieren! Das interessiert uns und diese Leute, also es gab ja dann diese ganzen Fernsehberichte über das Mittelmeer und so, ne? Da wollen wir helfen und wenn die hier ankommen, dann haben die nichts und dann müssen wir einspringen. Also der Grundgedanke war ganz einfach, wir sind solidarisch mit Leuten, die geflüchtet sind. Und wir gucken, was wir einbringen können, wir wollen mit denen gute Nachbarschaft und helfen, soweit es geht, damit die sich hier gut integrieren. Es war ja auch die Stimmung, dass man durchaus auch davon ausgehen kann, auch die Politik will integrieren. So ist das entstanden, in diesem Raum hier. Da waren, also 40 oder 50 Personen, die waren hier alle so aus diesem Stadtteil, zum großen Teil auch Leute aus der evangelischen Kirchengemeinde damals [...] und wir hatten dann sehr schnell 60 Geflüchtete hier in der Straße. [...] Am Anfang stand ja durchaus die Nothilfe. Die kamen hier an, Ende Dezember 2014. Hatten zum Teil nur dünne T-Shirts an und fast kein Gepäck. [...] Und also die erste Phase war

---

78 Interview mit Linda Schneidert, Pos. 8.

Nothilfe, die ging relativ schnell vorbei, da haben wir hier im Nachbarraum in diesem Haus, da ist noch ein kleinerer Raum, haben wir eine Kleiderkammer eingerichtet. Das auch bekannt gemacht und dann haben noch mehr Leute, die hier im Stadtteil wohnen, ganz einfach Kleider gebracht. Das war gut besucht und eben stark in Anspruch genommen. [...] Mit der Kleiderkammer und dass wir geguckt haben, was fehlt in den Wohnungen, also es gab da schon Vorgaben für die Mindestausstattung der Wohnungen. Was jemand braucht, der hier ankommt. Um die Küche zu benutzen, braucht man ein Brotmesser, mal ganz einfach gesagt. [...] Nach drei Monaten haben wir gesehen, so, jetzt sind die meisten materiellen Bedarfe gedeckt. Jetzt geht es los, was kommt als Nächstes? Was sie brauchen, ist natürlich irgendwie ein Rechtsbeistand. Die müssen ja ins Asylverfahren rein, der Aufenthalt muss irgendeiner Weise hier legalisiert werden. Langfristig. [...] Die Frage war auch, wie kann man dann den Anwalt überhaupt finanzieren? *Hans Schneider* ist dafür bekannt, dass er ausgesprochen geringe Honorare nimmt, viel weniger als er darf. Es ist eben sein Engagement. Und da haben wir hier durch die Kirchengemeinde unglaublich viel Geld bekommen. Wir haben aber auch viel Sammelaktionen gemacht oder Aufrufe, über die Möglichkeiten, die man so hat, mit Gemeindebrief. Haben wir alles genutzt und wir hatten eigentlich immer genug Geld.«<sup>79</sup>

Für viele Aktive gab es einen zentralen räumlichen Ausgangspunkt ihrer Aktivität: die Ankunft der Geflüchteten *vor der eigenen Haustüre*. Auch der Unterstützungskreis, in dem Annette Lindgren aktiv geworden ist, nahm die Einrichtung einer Unterkunft für Geflüchtete in der direkten Nachbarschaft als Ausgangspunkt, um sich zusammenzufinden und die Ankommenden zu unterstützen. Die Berichterstattung über internationale Flucht- und Migrationsgeschichten und die temporäre Offenheit der Regierungspolitik gegenüber der Unterstützung für Geflüchtete gab der lokalen Mobilisierung einer *guten Nachbarschaft* und gegenseitiger Hilfe vor Ort weiteren Schwung. Außerdem wird deutlich, wie wichtig die räumliche Nähe für einen großen Teil der Unterstützungspraktiken

---

79 Interview mit Annette Lindgren, Pos. 3.

war. Gerade um auf die konkrete Notlage aufmerksam zu werden – wie hier im Beispiel genannt die unzureichende Kleidung, die fehlende Küchenausstattung oder im späteren Verlauf die fehlenden Kontakte für eine juristische Unterstützung – war es entscheidend, dass die Begegnungen in unmittelbarer Nähe der alltäglichen Orte der Aktiven stattfanden. Die Einrichtung der Wohnungen der Geflüchteten fand genauso vor Ort statt, wie die selbstorganisierte Kleiderkammer. Auch um die Kontakte zu und die Bezahlung von wohlgesonnenen Anwält\*innen zu organisieren, mobilisierten die Aktiven ihre lokalen Netzwerke. Die bestehende soziale Struktur der Kirchengemeinde eignete sich im konkreten Fall offensichtlich gut dafür, ausreichend Spendengelder zu akquirieren.

Physische Nähe und soziale Nähe korrelierten also ein Stück weit miteinander. Ein Großteil der Praktiken der solidarischen Sorge wurden durch die räumliche Nähe deutlich erleichtert, wenn nicht erst dadurch ermöglicht. Sowohl das Kennenlernen, das Einrichten einer Wohnung, die Organisation einer Kleiderkammer oder die selbstorganisierten Sprachkurse waren ohne direkte physische Nähe nur mit erheblichen Reibungsverlusten herzustellen. Außerdem knüpften die Praktiken der solidarischen Sorge auf dem lokalen Wissen und den lokalen Netzwerken auf und banden sie in die lokale Unterstützung mit ein. Die konkreten Orte *um die Ecke*, an denen sich die interpersonalen Unterstützungspraktiken abspielen konnten, funktionierten quasi als Schmiermittel für die solidarische Sorge.

### 6.2.3 Produktive lokale Knotenpunkte

Gleichzeitig wurden die konkreten Orte durch die Unterstützungspraktiken nicht nur genutzt, sondern angeeignet, verändert und hervorgebracht – sie sind gleichwohl Voraussetzung, wie Effekt der Sorgepraxis selbst. Mit der selbstorganisierten Kleiderkammer wurde ein solcher Ort, der Begegnung und konkrete Hilfe miteinander verbindet, auf Dauer gestellt. Dafür mussten lokale Netzwerke und Ressourcen mobilisiert werden: Es brauchte einen Ort, Kleiderspenden wurden benötigt, Menschen mussten die Kleiderkammer betreuen. Genau wie bei der Organisation und Einrichtung des Wohnraums für Geflüchtete, die im obi-

gen Zitat als Beispiel vorkommen, zielten die Unterstützungspraktiken deutlich darauf ab, den lokalen Raum entsprechend umzugestalten und über eine längere Zeit zu verändern.

Auch Mirjam Berger, die im Umfeld einer Gemeinde aktiv war, berichtete mir über die relevante Rolle, die Kirchengemeinden in dieser Mobilisierung einnahmen. Bereits bestehenden soziale Beziehungen konnten über die Gemeinden erfolgreich aktiviert werden. Dadurch wurden die bestehenden lokalen Netzwerke zusätzlich erweitert:

*»Dass da die Leute aus der katholischen Gemeinde Mitstreiter gesucht haben, so aus dem kirchlichen Umfeld, die da vielleicht mitmachen und sich da auf jeden Fall engagieren. Und die wussten, dass ich auch Mitglied der katholischen Kirchengemeinde dort bin. Und dass ich im Verein zur Unterstützung Geflüchteter dort verankert war. Und eine andere Frau auch noch und so wurden ein paar Leute eingeladen und gefragt. Dann haben wir natürlich sofort Leute aus der evangelischen Gemeinde gekannt, weil wir auch das Kirchenasyl schon gemeinsam gemacht hatten also, wir sind [...] schon ganz gut vernetzt. Dann habe ich im Verein zur Unterstützung Geflüchteter interessanterweise zufällig Leute aus der neuapostolischen Gemeinde kennengelernt, die kamen dahin und wollten sich beraten lassen, was sie tun können. Und die sind dann an mir hängen geblieben. Ich habe sie dann informiert, wie das so läuft in Tübingen und die sind dann auch mit in unsere Gruppe und mit denen hatten wir ja ansonsten gar keinen Kontakt irgendwie. Und die haben sich als unglaublich engagiert herausgestellt. Und haben sich da total reingeworfen. Und so hat sich dieser Arbeitskreis dann so langsam aufgebaut.«<sup>80</sup>*

Die Erweiterung der Netzwerke konnte auch deutlich persönlicher sein, wenn die lokalen Praktiken der Unterstützung als Grundlage für enge re soziale Beziehungen wie Freund\*innenschaften (siehe Kapitel 6.1.3) dienten. Lokale Unterstützungspraktiken wirkten dabei nicht nur durch gezielt initiierte Räume, wie der oben genannten selbstorganisierten Kleiderkammer über den Moment hinaus, sondern produzierten quasi

---

80 Interview mit Mirjam Berger, Pos. 12.

als Nebeneffekt längerfristige soziale Beziehungen und lokale Netzwerke. Diese konnten dann für weitere, daran anschließende lokale Unterstützungspraktiken mobilisiert werden, wie das folgende Zitat aus dem Interview mit Nadim Sediqi zeigt, der – selbst nach Deutschland geflüchtet – im Laufe der Mobilisierung um das Jahr 2015 selbst in der Unterstützung Geflüchteter aktiv geworden war:

»Also, seit ich in Deutschland bin, gab es verschiedenen Themen, bei denen Geflüchteten geholfen habe. Zum Beispiel, es gibt viele Geflüchtete, die nicht so gut Deutsch verstehen. Deshalb, zum Beispiel, wenn sie einen Termin beim Arzt haben oder bei der Polizei, wenn sie Problem hatten, dann habe ich dort die Übersetzung gemacht. Genau. Und [...] ich bin nicht offiziell, aber inoffiziell Dolmetscher für die [...] Geflüchteten. Und ich helfe den Geflüchteten zum Beispiel, wenn sie beim Lebenslauf Probleme haben, oder bei der Bewerbung Probleme haben. Die kennen mich von meiner Hilfe. Und aus der Unterkunft. Genau. Und deshalb will ich damit weiter machen, mit dieser Richtung von Aktivität. Genau. Viele Geflüchtete nehmen privat Kontakt mit mir auf, sie sind wie ein Freund. Ein guter Freund. Deshalb, wenn sie Problem haben, auf jeden Fall möchte gerne meinem Freund helfen, ja.«<sup>81</sup>

Durch die unterschiedlichen Bereiche, in denen Nadim Sediqi andere Geflüchtete vor Ort unterstützt, lernte er viele Geflüchtete kennen und knüpfte eine ganze Reihe Freund\*innenschaften, die sich über längere Zeit hielten und die Grundlage für eine daran anschließende Unterstützung waren.

Auf die Geschichte über seine Zeit im Kirchenasyl von Amar Rahimi möchte in an dieser Stelle etwas ausführlicher eingehen, da daran eine ganze Reihe an Details der lokalen Dimension der solidarischen Sorge in kondensierter Form deutlich werden. Sie ist weiteres eindrückliches Beispiel dafür, dass aus der Unterstützung längerfristige lokale Netzwerke und Ressourcen entstehen, die dann wiederum in die Unterstützung eingespeist werden. In unserem Interview erzählte mir Amar Rahimi:

---

81 Interview mit Nadim Sediqi, Pos. 2.

»Und so sind wir auch in das Kirchenasyl gegangen hier. Sechs Monate lang in der Gemeinde. Da gibt's einen Raum, *in den wir noch gehen konnten [...]*. Mehr konnten meine Eltern nicht rausgehen. Sechs Monate lang. Und in einem dieser Zimmer haben wir dann gewohnt. Vier Personen in einem Raum. Ja, das war hart. Nur die Kinder dürfen halt in die Schule. Und dann ja, dann war irgendwann, Gott sei Dank, die Zeit vorbei. [...] Also das hat auch sehr lange gedauert. Diese sechs Monate, die musste man selber praktisch sich über Wasser halten. Und nicht erwischen lassen. Das war praktisch legal illegal. Ja illegal legal, weil es wurde ja geduldet. Da ist sehr viel auch dahinter gewesen. Da ham wir auch nen Anwalt gehabt. Hat der uns gut beraten. Direkt bei uns da auch, in der Gemeinde. [...] Ja, wir sind einfach allen Menschen dankbar. Die uns da weitergebracht haben. Sowas ist nicht selbstverständlich, nirgendwo auf der Welt. Nirgendwo. [...] Die haben sich immer organisiert von der Gemeinde. [...] Da die haben sich immer bereit erklärt, wöchentlich haben wir immer dann unsere Liste gehabt. Wir haben geschrieben was wir brauchen. Wir haben da auch, Gott sei Dank, ne Küche gehabt. [...] Ham wir auch Glück gehabt. Halt Bad und so war auch da. Nur eben keine Dusche. Zur Dusche mussten wir zu unserem Pfarrer gehen, oder zu unserer Familie. Und wir konnten ja in der Schule schon duschen. Und ich bin damals ja *ins Schwimmbad* gegangen. Also ich weiß nicht, also das ist echt hart. Wenn man zurückdenkt. [...] War hart. Aber wir haben echt zumindest mal gute Menschen um uns herumgehabt. Ja, das war sehr wichtig.«<sup>82</sup>

Zuallererst fallen die vielfältigen Formen des alltäglichen Füreinander-Sorgens auf, die bei einem Kirchenasyl an einem Ort gebündelt werden müssen. Die möglichst sichere lokale Unterkunft steht im Zentrum. In der Unterkunft muss die Versorgung mit Schlafplätzen, Lebensmitteln, einer Kochmöglichkeit und einer Möglichkeit sich zu duschen, finanziellen Ressourcen, bis zu Kontakten und der Begleitung zu solidarischen Anwält\*innen organisiert werden. Die alltägliche Unterstützung mit Lebensmitteln, einer Unterkunft oder die Begleitung zu Anwält\*innen lässt sich nur mit großen Reibungsverlusten aus einer größeren Distanz

---

82 Interview mit Amar Rahimi, Pos. 115.

organisieren. Nur unmittelbar vor Ort funktionieren die konkreten Beziehungen und die alltägliche Unterstützung. Die Verbindung zu den lokalen Netzwerken der Kirchengemeinde ist von entscheidender Bedeutung, da über deren Aktivierung einerseits ein großer Teil der benötigten Ressourcen mobilisiert werden kann. Andererseits bieten sie für die Bewohnenden des Kirchenasyls eine gute Grundlage, neue soziale Beziehungen zu knüpfen, wie Amar Rahimi betont:

»[Die Gemeinde hat uns unterstützt], dass wir mal Tübingen gezeigt bekommen, oder mal die Kreissparkassen. Die wichtigsten Orte in Tübingen, die für uns in Frage kämen. Und dann haben wir sie irgendwann einfach gefragt: »Wie ist es, wo können wir uns da einbringen?« Dann sind wir irgendwann dann zur *Kirchengemeinde* gekommen. Und sehr viele Freunde auch dadurch.«<sup>83</sup>

Das Wissen über zentrale Orte war für ihn und seine Familie essenziell, um ihren Alltag selbst meistern zu können. Über die lokalen Aktivitäten, wie das selbstorganisierte Kinderprogramm der Gemeinde, entstanden neue Kontakte bis hin zu neuen Freund\*innenschaften. Eine wichtige Rolle dabei, die lokalen Netzwerke zu erweitern, spielten die gemeinsamen Anlässe vor Ort:

»Das war eine Feier an der Kirche. Wir haben das war jährlich glaub' ich immer so ne Feier bei uns, also in der Gemeinde. [...] Das ist aber immer, schon im Sommer. Also, das ist schön, so richtig, einfach himmlisches Wetter meistens. Richtig schön. Dann hast Du ein Bierchen in der Hand. Und dann hörst du einfach nur zu. Das ist richtig schön. Dann auch meine Eltern sind immer noch sehr aktiv da, in der Kirche. In unserer Gemeinde. [...] So gehe ich auch sehr gerne da hin. Und, mich auch bisschen auszutauschen, bisschen da. Ja, weil wir kennen da sehr viele Leute, deswegen.«<sup>84</sup>

---

83 Interview mit Amar Rahimi, Pos. 72.

84 Ebd. Pos. 29.

Eine Freundin, die Amar Rahimi über die Gemeinde kennenlernte, motivierte ihn außerdem dazu Schwimmunterricht zu nehmen:

»Also, hab' ich dann so vier, fünf Monate Unterricht genommen. Immer einmal in der Woche. Danach hab ich dann gesagt: »Okay, cool, dass ich es gelernt hab. Aber ich will irgendwas zurückgeben dafür.« Wieso nicht da dabei sein und gucken, wie man unterrichtet einfach? Deswegen da bin ich dazugekommen. Es hat mir auch Spaß gemacht, einfach mal andern beizubringen, was ich kann. Und einfach diese Lust am etwas praktisch zu vermitteln, oder rüberbringen. Und dann hab' ich meinen Rettungsschwimmer irgendwann gemacht. Also ich hab' ein paar Jahre schon assistiert. Und dann hatte ich mein Rettungsschwimmer, da hab' ich gedacht: »Okay, jetzt bin ich soweit. Jetzt könnte ich da meine eigene Truppe dann übernehmen.« Also ich hab' auch kleine Kinder jetzt. Hoffentlich geht es dann in den Pfingstferien weiter.«<sup>85</sup>

Die lokale Unterstützung durch die Kirchengemeinde war bei Amar Rahimi die Voraussetzung dafür, die Freundin kennenzulernen, die ihm dann vor Ort Schwimmunterricht ermöglichte. Das daraus entstandene Wissen und die weiteren, daraus entstandenen lokalen Kontakte konnte Amar Rahimi nutzen, um sich seinerseits an einem Schwimmprogramm für geflüchtete Kinder vor Ort zu beteiligen.

Die Praktiken des solidarischen Sorgens wurden durch die physische Nähe ermöglicht, gleichwohl brachten sie als Effekt selbst Orte der Unterstützung hervor, veränderten den lokalen Raum und damit verbundene Netzwerke für einen gewissen Zeitraum. Einige Kirchengemeinden vor Ort eigneten sich beispielhaft zur Mobilisierung notwendiger Ressourcen. Über die Gemeinden konnten die jeweiligen lokalen Netzwerke erweitert werden, neue Menschen konnten sich kennenlernen oder sich sogar über längere Zeit miteinander befreunden. Die Gebäude der Gemeinden dienten immer wieder als Orte, die über eine gewisse Zeit umgebaut und angeeignet werden konnten, wie im Fall der selbstorganisierten Kleiderkammer oder in zugespitzter Form bei einem Kirchenasyl, bei dem eine ganze Reihe lokaler Unterstützungspraktiken an ei-

---

85 Ebd. Pos. 32.

nem Ort gebündelt werden. Die mobilisierten Ressourcen und neuen sozialen Kontakte können dann in neue Zyklen der solidarischen Sorge eingespeist werden.

### 6.2.4 Hybride Arrangements

Das lokale Terrain bot die Möglichkeit für ungewöhnliche und breite Allianzen. Die Migrationsforscherin Katherine Braun betont beispielsweise, dass »während auf nationalstaatlicher Ebene über Aufenthaltsstatus und Immigration entschieden wird, so wird über den Zugang zu vielen Rechten, die für das alltägliche Überleben notwendig sind (Wohnen, Bildung, Gesundheit), auf lokaler Ebene entschieden«<sup>86</sup> – Städte und Kommunen haben also aufgrund ihrer spezifischen Befugnisse ein besonderes Potenzial, die Externalisierungslogik des europäischen Grenzregimes zu unterlaufen,<sup>87</sup> indem sie ihren Fokus auf die Bewohner\*innen vor Ort richten, ein Stück weit unabhängig von ihrer Bleiberechtsperspektive. Die Migrationsforscherin Sabine Hess bemerkt dazu:

»Da nationale Einwanderungspolitiken im Sinne von Teilhabe- und Integrationspolitiken ausblieben, sahen sich Städte angesichts einer sich zunehmend verstetigenden Arbeitsmigration und lauter werdenden Forderungen nach Teilhabe ja bereits Ende der 1960er- und Anfang der 1970er-Jahren gezwungen, auf kommunaler Ebene soziale Politiken zu entwickeln und ›Integration‹ zu gestalten«<sup>88</sup>.

Städte und Kommunen kümmern sich als reale Einwanderungsorte um soziale Politiken der Teilhabe für die vielfältigen Stadtbewohner\*innen vor Ort, die in einem Widerspruch zu der auf selektive Externalisierung ausgerichteten Bundespolitik steht.<sup>89</sup> Wenn also »die lokalen Nahverhältnisse betrachtet werden, wird sichtbar, dass die dort herrschenden

---

86 Braun u.a. 2019, S. 83.

87 Vgl. Vey 2020, S. 169.

88 Hess, Sabine: Recht auf Gesellschaft. Rosa Luxemburg Stiftung. URL: <https://www.rosalux.de>. 09.2018, S. 2.

89 Vgl. hierzu u.a. Hinger/Schäfer/Pott 2016, S. 448.

Strukturen und Praxen nur zum Teil den Anrufungen und Logiken eines autoritären Festungskapitalismus folgen«,<sup>90</sup> wie es die Sozialwissenschaftlerin Judith Vey beschrieben hat. Herrschaftszusammenhänge, die aus größerer Distanz betrachtet als total erscheinen, werden also auf lokalem Terrain brüchig. Dadurch eröffnen sich neue Möglichkeitsfenster für ungewöhnlich breite Allianzen, wie die folgenden Untersuchungen zeigen: Ein Verbundprojekt von Forscher\*innen der Universität Oxford, der Technischen Universität Wien und der Hochschule Fulda hat den lokalen Umgang mit Migrant\*innen mit prekärem Aufenthaltsstatus in Frankfurt, Wien und Cardiff unter die Lupe genommen. Die Forschungsteams um Maren Kirchhoff und Ilker Ataç konnten in »allen drei Städten [...] inklusive Antworten auf exklusive nationale Regelungen zu Migration und Sozialleistungen beobachten. [...] Wien als Menschenrechtssstadt [...], Frankfurt als Global City [...] und Cardiff als City of Sanctuary«.<sup>91</sup> Seit Mitte der 2010er-Jahre ist der Begriff des *neuen Munizipalismus* der Versuch, die große Breite unterschiedlicher lokaler Akteure zu fassen, die »die lokale Ebene und damit die lokale Sozialgemeinschaft als Ausgangspunkt für grundlegende politische Veränderungen«<sup>92</sup> sehen. Dem Projekt *Moving Cities* ist es gelungen, diese unterschiedlichen Akteur\*innenkonstellationen und Initiativen sichtbar zu machen (siehe Abbildung 7). Dazu wurden auf einer digitalen Karte, die teilweise mit tieferen Rechercheergebnissen verbunden ist, Städte und Kommunen verzeichnet, die sich ganz praktisch »für eine solidarische Migrationspolitik einsetzen«.<sup>93</sup> Weiter heißt es dazu auf der Homepage:

---

90 Vey 2020, S. 169.

91 Kirchhoff, Maren u.a.: Zusammenfassung: Lokale Antworten auf Migrant\*innen mit prekärem Aufenthaltsstatus: Ein vergleichender Bericht über Rahmen, Strategien und innovative Praktiken in Europa. 2022, S. 8. URL: <https://www.hs-fulda.de> (Zugriff: 10.02.2024).

92 Krabbe, Johannes: Faute beim neuen Munizipalismus? Común – Magazin für stadtpolitische Interventionen. Bochum 2023.

93 Vgl. die Homepage des Projektes. URL: [moving-cities.eu/de](http://moving-cities.eu/de) (Zugriff: 29.12.2022).

»Städte und Gemeinden in ganz Europa zeigen, dass eine andere Migrationspolitik nicht nur möglich ist, sondern bereits praktiziert wird. [...] Während die nationalen und EU-geführten politischen Bemühungen seit Jahren ins Stocken geraten, setzen sich mehr als 700 Kommunen von Polen bis Portugal für eine solidarische Migrationspolitik ein. Dutzende von Städten zeigen mit innovativen lokalen Lösungen, wie eine erfolgreiche Willkommenspolitik umgesetzt werden kann.«<sup>94</sup>

Die Soziologin Stefanie Kron hat sich auf Kommunalpolitiken spezialisiert, die Alternativen zur Externalisierungslogik bieten wollen. Sie arbeitet heraus, dass nicht nur weitreichende Netzwerke bestehen, die zentral mit der lokalen Ebene verbunden sind, sondern dass sich in diesen Netzwerken auch sehr unterschiedliche Akteur\*innengruppen mischen:

»Während *Solidarity Cities* ein institutionelles und *Solidarity City* ein zivilgesellschaftliches Bündnis ist, sind in der ›Seebrücke‹ bzw. den ›Sicheren Häfen‹ und den spanischen *Ciudades Refugios* sowohl zivilgesellschaftliche Bewegungen als auch Politiker\*innen und Verwaltungen aktiv. Ein solches ›gemischtes‹ Netzwerk existiert seit zwei Jahren auch auf der transatlantischen Ebene. Das Bündnis *From the Sea to the City* wurde 2018 in der sizilianischen Hauptstadt Palermo gegründet. Zunächst aus zivilgesellschaftlichen Bewegungen entstanden, kamen in einem zweiten Schritt Politiker\*innen und Verwaltungen dazu.«<sup>95</sup>

---

<sup>94</sup> Ebd.

<sup>95</sup> Kron, Stefanie: Solidarische Städte, eine Alternative zur gescheiterten EU-Asylpolitik? In: Hänsel, Valeria u.a. (Hg.): Von Moria bis Hanau. Brutalisierung und Widerstand. Grenzregime IV. Berlin 2022, S. 280.

*Abbildung 7: Eine Übersicht über unterschiedliche kommunalpolitische Projekte vor Ort, die die externalisierende Politik der EU unterlaufen, finden sich auf der digitalen Karte von moving-cities.eu.*



Quelle: [moving-cities.eu/de/ausgewahlte-staedte](https://moving-cities.eu/de/ausgewahlte-staedte)

Auch Tübingen ist seit längerer Zeit Teil unterschiedlicher Städte-Netzwerke, die auf eine internalisierende Migrationspolitik fokussieren. So schloss sich die Kommune schon 2009 der Kampagne *Save-Me* an, die sich für die konkrete kommunale Aufnahme von Geflüchteten einsetzte.<sup>96</sup> Zehn Jahre später unterschrieb Tübingen offiziell ihren

96 Da die Website der Kampagne nicht mehr erreichbar ist, lassen sich die Ergebnisse digital nur noch unter der Seite des Web-Archivs nachzuvollziehen.

Beitritt zu dem Städtebündnis *Städte Sicherer Häfen*, in dem die einzelnen Kommunen und Landkreise ihre Aufnahmebereitschaft für die aus Seenot geretteten Geflüchteten signalisierten.<sup>97</sup> Die durch einen *repräsentistischen* Fokus dominierten Kampagnen hatten für die *präsentistische* Unterstützungspraxis der Geflüchteten wenig bis keine konkrete Wirkung, sie sind aber Ergebnis davon, dass es unterschiedliche Mobilisierungen breiter Allianzen gab – die hier Erstgenannte noch ohne den Eindruck der Mobilisierungswelle von 2015, die zweite als deutliches Resultat davon – die auf eine internalisierende Migrationspolitik vor Ort zielten und sich letztlich in der kommunalen Policy niedergeschlagen haben. Die unterschiedlichen Begriffe versuchen die vielfältigen Ausprägungen der weitverzweigten lokalen Netzwerke zu fassen, die vor Ort ganz konkrete Alternativen zur Externalisierungsgesellschaft aufbauen wollen. Ob *Menschenrechtsstädte*, *Global Cities*, *Cities of Sanctuary*, *Solidarity Cities*, das Netzwerk *Sichere Häfen* oder die *Ciudades Refugiados* – überall sind divers zusammengesetzte Allianzen am Werk, die sich zwar immer wieder versuchen, überregionale Netzwerke aufzubauen und damit auch *repräsentistische* Strategien zu verfolgen, die den Schwerpunkt allerdings deutlich auf der lokalen, *präsentistischen* Praxis haben. Die Kombination aus lokalen, kommunalen bzw. städtischen Potenzialen und der lokalen Funktionsweise der Unterstützungspraktiken ermöglichte also eine ungewöhnlich enge Interaktion zwischen den unterschiedlichen lokalen Akteur\*innen bis in die Verwaltungen hinein, die schon längere Zeit vor 2015 begannen und sich auch weit darüber hinaus beobachten lassen. Verbunden wurde diese übergreifenden Kooperationen durch den gemeinsamen Fokus auf die lokale solidarische Sorge.

Um die gemischten Allianzen in den Blick zu bekommen, helfen die Ergebnisse des Verbundprojektes der Universitäten Konstanz und München mit der Technischen Hochschule in Zürich unter der Leitung

URL: <https://web.archive.org/web/20160313210929/www.save-me-kampagne.de> (Zugriff: 02.11.2023).

97 Vgl. Lohr, Sabine: »Sicherer Hafen« Tübingen. In: Schwäbisches Tagblatt, 04.05.2019.

des Verwaltungswissenschaftlers Wolfgang Seibel und des Migrationsforschers Lorenz Wiese. Das *HybOrg-Projekt* fokussierte sich auf die »Entstehung und gesellschaftliche Wirkung hybrider Organisationen im lokalen Krisenmanagement«,<sup>98</sup> die während der Zeit um das 2015 entstanden. Dabei ist deutlich geworden, dass Verwaltungen unter dem Eindruck der vielen Ankommenden deutlich flexibler geworden sind und dabei gezielt Freiwillige einbezogen haben.<sup>99</sup> Seibel fasst diese Entwicklung als »hybrides Arrangement aus Verwaltung und privaten Akteuren«,<sup>100</sup> das sich entlang der konkreten Unterstützung der Geflüchteten entfaltete. Dabei haben sich vor allem jene Teile der Verwaltung von der Kraft der Mobilisierung erfassen lassen, ihre »Ermessensspielräume weitreichend im Sinne der Geflüchteten aus[zu]schöpfen«,<sup>101</sup> die auf die Eingliederung der Geflüchteten in die lokale Gesellschaft ausgerichtet waren und damit eine »realistisch-integrationistische Perspektive«<sup>102</sup> verfolgten, wie es der Politikwissenschaftler Nikolai Huke beschreibt. Maria Fischer, selbst in diesem Teil der Verwaltung tätig, hat diesen Prozess exemplarisch beschrieben:

»Also da ging so ein Ruck durch die Gesellschaft... [...] Es kamen ganz viele Leute erstmal her. Und die Verwaltung hat sich dem einfach gestellt. Also natürlich zusammen mit der Gesellschaft, die diese immense Hilfsbereitschaft gezeigt hat. Und darauf muss die Politik dann natürlich auch reagieren [...]. Ich glaub', das ist so ein ganz wichtiger Bereich in der Politik: ›Haben wir den Rückhalt aus der Bevölkerung oder nicht?‹. Und dem konnte man sich natürlich gar nicht widersetzen, diesem Rückhalt. Auch antirassistische Debatten

<sup>98</sup> Vgl. die Website des Projektes. URL: <https://www.hyborg-projekt.de> (Zugriff: 02.11.2023).

<sup>99</sup> Vgl. Eckhard, Steffen u.a.: Latent Hybridity in Administrative Crisis Management: The German Refugee Crisis of 2015/16. In: Journal of Public Administration Research and Theory 31 (2021), H. 2, S. 416–433, hier S. 429f.

<sup>100</sup> Seibel, Wolfgang: Verwaltung verstehen. Eine theoriegeschichtliche Einführung. 3. Auflage., suhrkamp taschenbuch wissenschaft. Berlin 2017, S. 170.

<sup>101</sup> Ebd.

<sup>102</sup> Huke 2019b, S. 400.

haben eine wichtige Rolle dabei gespielt: »Wir wollen das nicht! Wir sind ein großer Teil der Gesellschaft, wir wollen diesen Rassismus nicht. [...] Wir wollen diesen Rechtsradikalismus nicht. Wir wollen das nicht!«<sup>103</sup>

Ein anschauliches Beispiel für die hybriden Arrangements vor Ort ist der Prozess um das Tübinger Integrationskonzept, der schon einige Jahre vor 2015 begann und bis heute weitergeht. In dem bisher immer noch aktuellen Integrationskonzept aus dem Jahr 2010 wird Tübingen als »Einwanderungsort«<sup>104</sup> bezeichnet, der die »gleichberechtigte Partizipation an den ökonomischen, ökologischen, sozialen und kulturellen Ressourcen der Gesellschaft«<sup>105</sup> der Bewohner\*innen anstrebt. Das Konzept wurde nach einem Antrag im Gemeinderat im Jahr 2008 unter Beteiligung einer Vielzahl migrantischer Vereine, lokaler Wohlfahrtsverbände und interessierter Einzelpersonen erarbeitet. Die darin getroffenen Bekundungen sind zwar strukturell begrenzt, machen aber doch den Anspruch der Verwaltung deutlich, ihre Spielräume auf diesem Feld zu nutzen. Außerdem wurden vielfältige Netzwerke geknüpft und weiter gepflegt,<sup>106</sup> die – obwohl Fluchtmigration in dem Konzept von 2010 nicht vorkommt – im Vorfeld der Migrationsbewegung von 2015 genutzt werden konnten: Im Dezember 2014 fand ein *Flüchtlingsgipfel*, in Tübingen statt, mit dem Ziel »das Engagement für neu ankommende geflüchtete Menschen zu koordinieren und zu vernetzen«<sup>107</sup> an dem sich rund 100 Organisationen und 300 interessierte Einzelpersonen beteiligten. Gleichzeitig stellt die Kommune seitdem in ihrem Haushalt einen festen Betrag – 2014 waren es immerhin 100.000 € – zur Verfügung, die selbstorganisierte Unterstützungskreise beantragen können, um ihre Arbeit ein Stück weit verstetigen zu können. Im selben Jahr

---

<sup>103</sup> Interview mit Maria Fischer, Pos. 17.

<sup>104</sup> Omran, Susanne/Halisch, Judith: Integrationskonzept Tübingen 2010. Grundsätze und Handlungsfelder der Integrationspolitik. Tübingen 2010, S. 6.

<sup>105</sup> Ebd.

<sup>106</sup> Vgl. ebd., S. 29f.

<sup>107</sup> Stabstelle Gleichstellung und Integration: Konzept zur Förderung des freiwilligen Engagements für ein Miteinander in Vielfalt. Tübingen. 2017, S. 3.

setzte der Gemeinderat den ersten Integrationsbeirat (seit 2018: Integrationsrat) ein – ein Gremium, das sich zum Ziel gesetzt hat, sich »für die Integrationspolitik in Tübingen starkzumachen«.<sup>108</sup> Die Kommune beantragte, inspiriert von der gewaltigen Dynamik der Mobilisierung um das Jahr 2015, Mittel aus dem Landesprogramm *Pakt für Integration*. Als einzige Kommune im Landkreis konnte Tübingen damit 2017 die *Fachabteilung Hilfen für Geflüchtete* schaffen und so den gesamten Bereich der Unterbringung Geflüchteter in Anschlussunterkünften selbst gestalten, der sich in allen anderen Gemeinden im Kompetenzbereich des Landratsamtes befindet. Vor der Entscheidung für den *Pakt für Integration* gab es eine Beteiligung der Bevölkerung, in der sich eine große Mehrheit für den *Pakt für Integration* aussprach, wie mir Maria Fischer, die selbst in der Verwaltung vor Ort beschäftigt ist, in unserem Interview erzählte:

»Also es gab erstmal die Bereitschaft sich zu engagieren. Dann gab es den Pakt für Integration, wer unterschreibt ihn, wer nicht? Und jede Kommune überlegt sich das jetzt, ob sie das jetzt machen möchte. Und in Tübingen gab es eine breite Befragung. Die hatten wirklich ne große Stimme, ob die Stadt diesen Pakt für Integration unterschreiben soll. Und die Bevölkerung hat sich da dafür ausgesprochen. Also die Bereitschaft sich zu engagieren ist einfach unglaublich groß in Tübingen.«<sup>109</sup>

Neben der Schaffung der Koordinationsstelle der haupt- und ehrenamtlichen Flüchtlingsarbeit in der *Stabsstelle für Gleichstellung und Integration* wurde außerdem ein mehrjähriger Prozess angestoßen: Das Netzwerk und die Arbeitskreise, die sich um den *Flüchtlingsgipfel* von 2014 gebildet hatten, bildeten den Hintergrund, vor dem Tübingen ein Pilotstandort des Projektes *Miteinander leben in Vielfalt* wurde. Dieses Projekt war der Ausgangspunkt für einen Initiativkreis aus Vertreter\*innen von

---

<sup>108</sup> Vgl. die Homepage des Integrationsrates. Einsehbar unter: <https://www.tuebingen.de/13537.html> (Zugriff: 15.06.2020).

<sup>109</sup> Interview mit Maria Fischer, Pos. 14.

»Verwaltung, Gemeinderat, [...], Migrationsberatungsstellen, des Asylzentrums Tübingen e.V., Bildungs- und Sprachkursträgern, der Liga der freien Wohlfahrtspflege, Migrantenorganisationen, Kirchen und selbstorganisierten Unterstützerkreisen für geflüchtete Menschen«.<sup>110</sup> Dieser Kreis wollte den Diskussionsprozess um das Integrationskonzept der Stadt weiter fortführen. Als Ergebnis erschien 2017 das Konzept zur Förderung des freiwilligen Engagements, mit dem expliziten Ziel, das Konzept von 2010 »mit Blick auf Anommens- und Integrationsprozesse von geflüchteten Menschen fortzuschreiben«.<sup>111</sup> Das Konzept von 2017 enthält an vielen Stellen deutlich Spuren der Mobilisierung der solidarischen Sorge um das Jahr 2015. Beispielsweise wird darin hervorgehoben, dass »die Förderung des freiwilligen Engagements in selbstorganisierten Unterstützerkreisen«<sup>112</sup> eine besonders wichtige Rolle bei den kommunalen Maßnahmen spielen soll. Deutlich inspiriert von den beschriebenen Ereignissen bemühte sich auch das kommunale Projekt *Nachbarschaft und Vielfalt*, von 2017 bis 2020 in insgesamt drei Quartieren in Tübingen darum, partizipative Prozesse anzustoßen, um die »Voraussetzungen für ein gelingendes Miteinander von einheimischen und geflüchteten Menschen zu gestalten«.<sup>113</sup>

Im Rahmen von TAKT – Tübingen aktiv gegen Diskriminierung. Gemeinsam Demokratie gestalten,<sup>114</sup> ein gemeinsames Projekt der Stabsstelle Gleichstellung und Integration und adis e.V., einem der zentralen »Träger der professionellen Antidiskriminierungsarbeit in der Region Reutlingen/Tübingen«<sup>115</sup> wurde der Prozess ein weiteres Mal aufgegriffen und soll, wieder unter Einbezug diverser Gruppen, weitergeführt werden. Auf der Auftaktveranstaltung des gemeinsamen Projektes im Februar

<sup>110</sup> Stabsstelle Gleichstellung und Integration 2017, S. 5.

<sup>111</sup> Ebd.

<sup>112</sup> Ebd., S. 6.

<sup>113</sup> Siehe die Informationen zu dem Projekt auf Homepage der Stadt Tübingen. Einsehbar unter: <https://www.tuebingen.de/19359.html> (Zugriff: 16.06.2020).

<sup>114</sup> Vgl. die Homepage von TAKT, URL: <https://takt.online/> (Zugriff: 02.11.2023).

<sup>115</sup> Vgl. die Homepage von adis e.V., URL: <https://www.adis-ev.de> (Zugriff: 02.11.2023).

2019 sagte Luzia Köberlein, die Leiterin der *Stabsstelle Gleichstellung und Integration*:

»Tübingen, das lebt von der Vielfalt der Menschen, die hier leben und Tübingen lebt von den vielfältigen Engagement dieser Menschen. Und deshalb ist es uns, der Stadt, ein Anliegen die Bevölkerung an kommunalpolitischen Entscheidungen bestmöglich zu beteiligen. Wir haben daher 2016 auch vor dem Hintergrund des starken Zuzugs geflüchteter Menschen einen Beteiligungsprozess zur Fortschreibung des Integrationskonzepts vorangebracht auf den Weg gebracht. Das Integrationskonzept stammt ja aus dem Jahr 2010 und ich finde wir müssen das dringend fortschreiben. Und in diesem Prozess haben wir möglichst viele Menschen eingebunden Vertreterinnen und Vertreter aus Kommunalpolitik, Verwaltung und Stadtgesellschaft also Institutionen, Vereine, Initiativen und auch Einzelmenschen«.<sup>116</sup>

An diesem Zitat wird deutlich, dass das Selbstverständnis zumindest von Teilen der kommunalen Verwaltung eng mit einem Konzept der Vielfalt der Bevölkerung und deren Beteiligung verknüpft ist. Außerdem wird klar, dass sich in dem Prozess um das Integrationskonzept in Tübingen, mit dem TAKT seit seinem Bestehen verbunden ist, die Ereignisse um das Jahr 2015 deutlich widerspiegeln. Im April 2021 konnte ich bei einer solchen Sitzung des TAKT-Rates dabei sein – pandemiebedingt als Online-Format. Viele der Anwesenden schienen sich aus der schon länger laufenden Zusammenarbeit zu kennen, alle duzten sich. Mit dabei waren Angestellte von adis e.V. und der *Stabsstelle Gleichstellung und Integration* der Stadt Tübingen, Gemeinderatsmitglieder der AL/Grüne, Mitarbeiter\*innen des *Mädchen\*treffs Tübingen*, von dem muslimischen Bildungsinitiative FödeM, Mitglieder der TAKT-Juri, Mitarbeiter\*innen aus dem *Frauen\*Projekte-Zentrum Tübingen* und Einzelpersonen mit loserem Bezug zu dem Zusammenhang. Die Diskussion um die Fortführung wurde in dieser Sitzung grundsätzlich geführt: mit welchen Begriffen sich Vielfalt und Diskriminierung in

---

<sup>116</sup> Luzia Köberlein, bei der Auftaktveranstaltung von TAKT am 08.02.2019, URL: <https://www.wueste-welle.de> (Zugriff: 02.11.2023).

einer postmigrantischen Gesellschaft am besten fassen lassen, ohne damit die Diskriminierung zu verstärken oder zu wiederholen? Wer soll eigentlich von einem solchen Konzept von wem angesprochen werden und wer stellt welche Ressourcen dabei zur Verfügung? Am Ende stand eine lange Liste mit Fragen und Anregungen, die in den weiteren Prozess einfließen sollen.<sup>117</sup> Der andauernde Diskussionsprozess zeigt, wie die unterschiedlichsten Akteur\*innen und Organisationen – nochmals angetrieben durch die Dynamik der Mobilisierung um das Jahr 2015 – lokal zusammen kommen, gemeinsam lokale Strategien für eine internalisierende Migrationspolitik vor Ort entwickeln und dadurch lokale Netzwerke und ihre Handlungsspielräume erweitern. Der Prozess um das Integrationskonzept fächert sich zudem über die Zeit immer weiter auf, hat zahlreiche Effekte und nimmt 2015 deutlich an Dynamik zu. Seitdem hat sich auch an dem Verständnis von und der Sprache über Migration der Verwaltung einiges getan, wie mir ein Mitarbeiter aus dem institutionellen Umfeld der solidarischen Sorge in einem informellen Gespräch berichtete: »[D]a hat sich total viel getan! Also 2014/2015 kam dann der Boost, auch mit TAKT, das hat eine total zentrale Rolle gespielt. Seitdem wird ganz anders über Migration gesprochen.«<sup>118</sup> Wie eng die Zusammenarbeit zwischen der Verwaltung und anderen Aktiven der solidarischen Sorge war, illustriert das Interview, dass ich mit Sabrina Dorn, einer Mitarbeiterin der Verwaltung, geführt habe:

*»Ich habe viele verschiedene Unterstützerkreise kennengelernt. Wir haben innerhalb eines guten halben Jahres insgesamt 33 Veranstaltungen organisiert mit und für Ehrenamtliche. {...} Mit Hauptamt zusammen. Diese Begegnung war wichtig. {...} Und unser Ziel war es eben Hauptamt und Ehrenamt gemeinsam fortzubilden. Unter der Überschrift: Wir arbeiten gemeinsam an unserer Qualität. Zum Anderen haben wir auch Feste gefördert, die das Ehrenamt organisiert hat, beispielsweise in Flüchtlingsunterkünften. Auch Projekte im Rahmen der interkulturellen Woche haben wir gefördert und mit konzipiert. [...] Es gibt z.B.*

---

<sup>117</sup> Siehe Feldnotizen der TAKT-RAT-Sitzung am 21.04.2021.

<sup>118</sup> Siehe Notizen Gespräch Mitarbeiter aus dem institutionellen Umfeld/2021, Pos. 4.

einen Zusammenschluss Ehrenamtlicher. *Ein* Ehrenamtlicher aus dem Leitungsteam moderiert die Treffen. Und das Schöne an ihm ist wirklich, der beherrscht die Kunst der Moderation und der Vermittlung. Ich hab' ihn auch schon eingeschaltet für Fälle mit denen es schwierig war, wo ich gesagt habe, wir brauchen jetzt eine externe Moderation. Und dann hat er mich da auch unterstützt und wir sind gemeinsam und einvernehmlich weitergekommen. Ich habe festgestellt, dass es da ganz viele engagierte Menschen gibt, die sich für Menschen einsetzen, auch mit hohem, persönlichem Einsatz und teilweise bis ans Ende Ihrer Kräfte. Und teilweise habe ich gesagt: »Greifen Sie auf die Hilfe zurück, sie sind nicht für alles verantwortlich. Es gibt *unser Angebot*, das müssen Sie nicht alles machen! Schicken Sie die Leute in die Sprechstunde, holen Sie sich Hilfe.« Wir haben auch das Angebot einer professionellen *unabhängigen* Supervision eingerichtet, auf die diese Menschen zurückgreifen konnten, wenn sie mit Ihrem Engagement in der Krise waren.<sup>119</sup>

Die Begegnungen vor Ort waren entscheidend für die Kontakte zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen. In den hybriden Arrangements finden sich unterschiedliche Formen solidarischer Sorge, wie gemeinsame Feste zu feiern oder – wie im Beispiel – sich bei Moderationstätigkeiten oder mit Supervisionsangeboten für die zehrende ehrenamtliche Tätigkeit zu unterstützen. Ein Stück weit übernehmen die entsprechenden Stellen der Verwaltung die Koordination solcher Tätigkeiten, wie mir die Verwaltungsangestellte Maria Fischer berichtete:

»Es geht viel um Dolmetscher, also Sprachmittlerinnen. *Oder wenn Leute sich engagieren wollen*, also es engagieren sich schon immer noch einige. *Die sich dann eventuell auch einem Unterstützerkreis anschließen.* [...] Ja, also auch das Engagement ist immer noch da. [...] Ist echt toll. [...] Aber die Verwaltung stellt beispielsweise Bescheinigungen für das Engagement aus. Wenn sich Ehrenamtliche irgendwo bewerben wollen.<sup>120</sup>

---

<sup>119</sup> Interview mit Sabrina Dorn, Pos. 6–7.

<sup>120</sup> Interview mit Maria Fischer, Pos. 11.

Von zentraler Bedeutung für die hybriden Arrangements war der gemeinsame lokale Bezugspunkt, wie Sabrina Dorn betonte:

»Was ich ganz wichtig finde ist: Wir beraten alle Geflüchteten, die hier Ihren Aufenthaltsort haben. Das Beratungsangebot besteht für alle, nicht nur für die mit guter Bleibeperspektive. [...] Ich weiß nicht, ob ich diesen Job machen könnte, wenn wir nur Geflüchtete mit guter Bleibeperspektive beraten würden, wie das andere Landkreise tun.«<sup>121</sup>

Ein Feld, auf dem sich in Tübingen – einer Stadt mit einer vergleichsweise eindrucksvollen wohnpolitischen Tradition – ebenfalls hybride Arrangements finden lassen, ist der Wohnraum für Geflüchtete. Die Kommune favorisierte schon im Anschluss an die Migrationsbewegung von 2015 eine dezentrale Unterbringung und an die Quartiere angebundene Anschlussunterkünfte für die Geflüchteten. Dabei gibt es eine enge Kooperation mit selbstorganisierten Trägern, wie Cord Soehlke, der aktuelle Baubürgermeister von Tübingen betont: »Der überwiegende Anteil des Tübinger Flüchtlingswohnens wurde von Baugemeinschaften und kleinen Genossenschaften bereitgestellt«.<sup>122</sup> So sind beispielsweise am Tübinger Hechinger Eck Süd seit 2015 mit dem Projekt *Passarelle* und mit einem Wohnprojekt der *Neuen Nachbarn* in Zusammenarbeit mit der kommunalen Verwaltung zwei Projekte entstanden, in denen geflüchtete und nicht-geflüchtete Tübinger\*innen zusammenwohnen.<sup>123</sup> In einer Dokumentation über Geflüchtetenwohnen beschrieb Gunnar Laufer-Stark, der eine zentrale Rolle bei der Planung und dem Bau des Hauses der *Neuen Nachbarn* eingenommen hat, die Entstehung der Projekte folgendermaßen:

---

121 Interview mit Sabrina Dorn, Pos. 18.

122 Soehlke, Cord: Gemeinwohlorientierte Bodennutzung aus Tübinger Perspektive. Heinrich-Böll-Stiftung. Berlin 24.01.2023.

123 Vgl. Hermann, Dorothee: Eine Bereicherung für die Stadt. Die ersten Neubauten für Geflüchtete, Studierende, junge Familien und Menschen mit Behinderung wurden eingeweiht. In: Schwäbisches Tagblatt, 29.10.2018.

»Das hat angefangen damit, dass [...] die Stadtverwaltung und der Gemeinderat beschlossen hat, als 2015, 2016 sehr viele Leute nach Deutschland kamen und auch nach Tübingen, dass sie nicht nur Be-helfsbauten erstellen, sondern dass sie langfristig guten Wohnraum bauen wollen, wo auch nicht nur Geflüchtete irgendwo zwischen Bahnlinie und Bundesstraße wohnen. Und dass sie gemerkt haben von der Stadt, wir schaffen es nicht mit unserer städtischen Wohnbau-gesellschaft, diese Häuser alle selber zu bauen, sondern wir müssen die Bürgerschaft beteiligen.«<sup>124</sup>

Ganz explizit hat die Stadtverwaltung in diesem Fall also nach selbst-organisierten Projekten gesucht, um zusammen das Thema Geflüch-tenwohnen und bezahlbares Wohnen insgesamt mit konkreten Wohn-häusern voranzubringen. Der gemeinsame lokale Fokus solcher hybri-den Arrangements wie der Wohnprojekte schafft neue konkrete, dauer-hafte Orte, an denen Menschen mit und ohne Fluchthintergrund zusam-men kommen und sich bei alltäglichen Bedarfen unterstützen können, wie das folgende Zitat aus der gleichen Dokumentation von einer Be-wohnerin des Hauses zeigt:

»Was ich von vornherein sehr positiv wahrgenommen hab, dass es to-tal viel Kontakt gibt hier im Haus. Also sowohl zwischen uns WGs als auch zwischen uns WGs und den Familien die hier im Haus wohnen, als auch unter den Familien. Also, die Wohnungstür ist nicht so ne star-re Grenze, sondern man wird total viel eingeladen, man trifft sich klar im Flur, man trifft sich in der Waschküche. [...] Es gibt viel gegenseitige Besuche und so. Und also es ist so ein gegenseitiges Geben und Neh-men auch. Also wir kriegen auch oft Essen vorbeigebracht, da kocht jemand was und bringt dann so n Teller Reis mit Hähnchen vorbei. [...] [O]der fragt jemand nach was: ›Habt ihr n Hammer?‹. Nachts um zehn klingelt jemand und braucht Geschenkpapier, weil morgen der kleine Bruder Geburtstag hat. Also man wird viel gefordert, und man kriegt

---

<sup>124</sup> Frisia, Anne: Neue Nachbar\*innen. Von der Erstaufnahmeeinrichtung für Ge-flüchtete zur eigenen Wohnung. 2019. URL: <https://vimeo.com/376812551> (Zu-griff: 14.02.2024) ab Minute 4:42.

aber auch viel zurück. Also wir ham uns jetzt auch schon ein Auto ausgeliehen als WG von, von ner Familie hier, weil wir selber kein so großes Auto haben wie die und so, also genau. Da gibt's sehr viel Kontakt. Leute gehn zusammen joggen aus den WGs. Mit den Frauen von den Familien. Ich hab' angefangen einen Sprachkurs zu machen mit den Frauen hier aus dem Haus. Die Kinder spielen teilweise zusammen, also bei uns wohnen auch drei Kinder. Und da gehen welche auch dann zusammen in die Kita mit den Kindern hier von der Familie.«<sup>125</sup>

Die unterschiedlichen Alltagspraktiken zirkulieren also um den konkreten Ort und überschneiden sich dabei immer wieder. Die beschriebenen Projekte sind zwar ein Stück weit ein Ergebnis der Mobilisierung für Geflüchtete um das Jahr 2015, überdauern diese aber und bleiben langfristig bestehen.

Aus der Mikroperspektive auf das Lokale wird deutlich, dass Städte und Kommunen als reale Einwanderungsorte das Potenzial haben, die Praktiken der Externalisierungsgesellschaft ein Stück weit zu unterlaufen. Der Herrschaftszusammenhang, der aus einer Makroperspektive allzu schnell als übermächtig erscheint, wird durch den Fokus auf das Lokale brüchig. Es wurde deutlich, dass es auf der Ebene von Städten und Kommunen vielfältige Netzwerke und Allianzen gibt, die sich für eine internalisierende lokale Migrationspolitik einsetzen und sie teilweise auch konkret umsetzen. Die lokalen Potenziale der kommunalen Akteure und die lokale Dimension der solidarischen Sorge ermöglichen hybride Arrangements vor Ort von Aktiven der selbstorganisierten Unterstützungscreisen bis in die kommunale Verwaltung hinein. Entlang des Prozesses um das Tübinger Integrationskonzept lassen sich einige dieser hybriden Arrangements nachzeichnen. Schon das ursprüngliche Konzept von 2010 wurde unter der Beteiligung einer Vielzahl an Akteur\*innen erarbeitet. Die lokalen Netzwerke, die dabei geknüpft wurden, konnten unter dem Eindruck der Mobilisierungsdynamik um 2015 reaktiviert, erweitert und beispielsweise für den Flüchtlingsgipfel

---

125 Ebd. ab Minute 7:03.

Ende 2014 genutzt werden. Doch die Wucht der Mobilisierung der solidarischen Sorge führte dazu, dass von unterschiedlichen staatlichen Apparaten notwendige Ressourcen bereitgestellt wurden, die bestehenden Strukturen über sich hinaus getrieben wurde und sich die Kooperationen in den hybriden Arrangements in bisher unbekanntem Maß intensivierte. In kurzem zeitlichem Abstand wurde der Integrationsrat geschaffen, ein eigenes Budget zur Unterstützung selbstorganisierter Unterstützungsvereine bereitgestellt, mit den Mitteln aus dem *Pakt für Integration* konnten die kommunalen Kompetenzen erweitert und die *Fachabteilung für Geflüchtete* geschaffen werden und die Koordinationsstelle für die Arbeit mit Geflüchteten wurde eingerichtet. Ausgehend von den Netzwerken des Flüchtlingsgipfels entstand über das Projekt *Miteinanderleben in Vielfalt* ein Initiativkreis, der den Diskussionsprozess um das Integrationskonzept weiter führte. Als *Konzept zur Förderung des freiwilligen Engagements* ist das Ergebnis dieses Prozesses, das deutliche Spuren der Mobilisierung der solidarischen Sorge trägt. Ein weiteres Mal wurde der Prozess im Rahmen von TAKT aufgegriffen und ein weiteres Mal in einem breiten Diskussionsprozess, der eine große Bandbreite an lokalen Akteur\*innen umfasste, weitergeführt. Der immer noch laufende Prozess dreht sich inzwischen stärker um die Fragen möglicher Zielgruppen und um die grundsätzlichen Begrifflichkeiten eines zukünftigen Integrationskonzeptes. Für die hybriden Arrangements waren die Begegnungen vor Ort und der gemeinsame lokale Bezugspunkt eine entscheidende Zutat, um sich kennenzulernen und sich gegenseitig mit unterschiedlichen Ressourcen zu unterstützen. Entsprechend der langen Tradition wohnungspolitischer Netzwerke in Tübingen finden sich auch in dem Bereich des Geflüchtetenwohnens weitreichende hybride Arrangements, die mit der Bereitstellung von Wohnraum das Lokale langfristig verändern.

### 6.3 Pragmatische Dimension

Die pragmatische Lösungsfindung für die konkreten Problemlagen der Geflüchteten stand für die Aktiven der solidarischen Sorge im Vordergrund. Sie zeichnete sich durch einen »stark ausgeprägten hands on-Pragmatismus, eine Ethik des *Machens* und des Handelns«<sup>126</sup> aus, die vielleicht am besten in der Redewendung »Nicht reden, sondern machen«<sup>127</sup> zum Ausdruck kam, wie es der Kulturwissenschaftler Ove Sutter in seinen Untersuchungen betont. In dieser Redewendung zeigt sich eine relevante Gewichtung: Die konkrete, pragmatische Praxis – das Machen – wurde deutlich gegenüber gängigen *repräsentistischen* Praxisrepertoires – dem Reden – bevorzugt. Die Aktiven zielten dabei auf »die konkrete Lösung von Herausforderungen, denen Geflüchtete in ihrem Alltag gegenüberstehen«<sup>128</sup>, wie es Nikolai Huke betont. Die pragmatische Problemlösung musste also gerade im Angesicht der Prekarität der Geflüchteten unmittelbar in der Gegenwart stattfinden. Solidarisches Sorgen stellt sich dabei gegen jene Formen, die das konkrete Handeln in eine irgendwie geartete Zukunft projizieren, indem nur über die notwendigen Praktiken gesprochen wird, anstatt sie tatsächlich zu tun. Dieser starke Fokus auf die Gegenwart, dieses Primat des Präsentischen durchzieht die solidarische Sorge wie ein roter Faden. Statt langfristige Ziele und Forderungen zu formulieren, nahmen die Aktiven das Ziel, grundlegende Menschenrechte auch für Geflüchtete durchzusetzen, konkret selbst in die Hand. Die Internalisierung der Externalisierten (siehe Kapitel 5.2) wurde in der Unterstützungspraxis vorweggenommen und pragmatisch umgesetzt. Nikolai Huke hebt außerdem hervor, dass der pragmatische Charakter der Praktiken von einer positiven Form der Naivität gekennzeichnet war, die die Handlungsoptionen deutlich erweiterte:

---

<sup>126</sup> Sutter 2017, S. 19.

<sup>127</sup> Sutter 2019, S. 303.

<sup>128</sup> Huke 2021b, S. 7.

»Der Versuch, pragmatisch – in unprofessioneller Art und Weise – konkrete Probleme zu lösen, führt dazu, dass Handlungsspielräume immer wieder neu ausgetestet und darüber potenziell auch erweitert werden können[...]. Professionelle Beratungsstellen und erfahrene Aktivist\*innen internalisieren demgegenüber stärker etablierte Handlungsrouterien – und mit ihnen auch Macht- und Herrschaftsverhältnisse –, um Frustrationserfahrungen zu vermeiden.«<sup>129</sup>

Im Gegensatz zu subkulturellem Aktivismus mit seinem starken *repräsentistischen* Fokus ermöglichte es der problemlösende Charakter unmittelbarer und direkter auf spontane Herausforderungen der Unterstützung zu reagieren.<sup>130</sup> Pragmatische Lösungen wurden von den Aktiven dem Formulieren langer Forderungskataloge vorgezogen. Außerdem lag es den pragmatischen Sorgetätigkeiten nahe, die konkreten Notlagen der Menschen ein Stück weit unabhängig von ihrem Aufenthaltsstatus in den Blick zu nehmen.<sup>131</sup> Dadurch unterliefen die Praktiken ganz praktisch die staatlichen Mechanismen der Externalisierung. In ihrem pragmatischen Charakter zeigte sich die *präsentische* Logik der solidarischen Sorge. So waren sie zeitlich auf die Gegenwart gerichtet und stark mit dem konkreten Alltag der Aktiven verwoben. Dabei waren sie interpersonal, fanden also im Wesentlichen zwischen konkreten Menschen statt – wie Sorgetätigkeiten im Allgemeinen.<sup>132</sup> In der »andauernden Entfaltung affektiver Verbindungen«,<sup>133</sup> wie es Lorey formuliert, sind die Ziele eines egalitären und internalisierenden Umgang mit Geflüchteten bereits zu erkennen. Pragmatische Praktiken bestehen dabei zu wesentlichen Teilen aus Tätigkeiten der Sorge, gleichzeitig ist ebenen Tätigkeiten der Sorge eine pragmatische Logik inhärent.

Das Primat des Präsentischen hatte zwei wesentliche Effekte, die ich in Kapitel 6.3.1 erläutere: Erstens ermöglichte der gemeinsame Fokus auf diese konkrete Praxis die temporäre Dethematisierung möglicher

---

<sup>129</sup> Ebd., S. 8.

<sup>130</sup> Vgl. Huke 2021a, S. 7.

<sup>131</sup> Vgl. Huke 2021b, S. 8.

<sup>132</sup> Vgl. Winker/Neumann 2019, S. 4.

<sup>133</sup> Lorey 2017, S. 121.

parteipolitischer oder habitualisierter Gräben zwischen den Beteiligten. Dadurch wurden die breiten temporären Allianzen der Unterstützung erst möglich und vergrößerten ihre Handlungsspielräume. Zweitens ging mit dem Primat des Präsentischen eine tiefe Skepsis gegenüber *repräsentistischen* Organisationen und Strategien einher, die die Zusammenarbeit mit etwa der lokalen Verwaltung erschwerte. Gleichzeitig bedeutete die pragmatische Bearbeitung der existenziellen Probleme der Geflüchteten eine spezifische Dynamik, die ich in Kapitel 6.3.2 weiter ausführe: Einerseits lag es nahe, schnell auf die grundlegenden und unbefriedigten Bedürfnisse der Geflüchteten zu reagieren, die Unterstützungspraxis stand also unter dem Druck einer zeitlichen Dringlichkeit. Andererseits war es notwendig, dass die Aktiven eine gewisse Kontinuität an den Tag legte, um überhaupt in der Lage zu sein, den im langwierigen Alltag eingelassenen Problemlagen der Geflüchteten plausibel zu begegnen. Dieses Zusammenspiel begreife ich als *präsentische Zeitlogik*.

### 6.3.1 Temporäre Dethematisierung und der Organisationsskeptizismus

Das Primat des Präsentischen hatte mindestens zwei bedeutsame Effekte: Erstens konnten die unterschiedlichen Akteur\*innen durch den weitgehend geteilten Fokus näher zusammenrücken und bestehende politische, wie habituelle Gräben zeitweise überbrücken. Durch diese temporäre Dethematisierung der trennenden Aspekte entstanden neue Handlungsmöglichkeiten. Zweitens stand das Primat des Präsentischen abstrakteren Prozessen, Institutionen, sowie organisierten politischen Gruppierungen skeptisch bis antagonistisch gegenüber, was neue Verwerfungen produzierte.

Bei vielen Aktiven zeigte sich eine kritische bis ablehnende Haltung gegenüber *der Politik*. Die eigene Praxis der Unterstützung für Geflüchtete wurde dabei immer wieder als *unpolitisch* verstanden, wie es Bärbel Danemann beschrieb: [M]an hat einfach das Gefühl gehabt, man muss

helfen. Aber nichts Politisches oder so«.<sup>134</sup> Der Migrationsforscher Serhat Karakayali betont mit dem Blick auf 2015 entsprechend, dass sich viele Aktive nicht an

»politischen Aktionen beteiligen oder ein bestimmtes längerfristiges Ziel verfolgen [wollen] [...]. Manche äußern vielmehr explizite Vorbehalte gegen die Politik und distanzieren sich von allem Poltischen. Politik wurde dabei manchmal als Parteipolitik verstanden, dann aber auch als unfruchtbare ›Dagegensein‹ gegen das die ganz praktische Arbeit mit Geflüchteten gestellt wird«.<sup>135</sup>

*Die Politik* erschien den Aktiven oft als etwas von der auf den Alltag und die Gegenwart gerichteten, pragmatischen Praxis entzogenes, als äußere Kraft, die dem eigenen Handeln zuwiderläuft, die auch der affektiven Ergriffenheit der Aktiven nicht adäquat begegnen konnte (siehe Kapitel 6.1). Dieses scheinbar unpolitische Selbstverständnis betonen auch Larissa Fleischmann und Elias Steinhilper. Sie diagnostizieren bei den Aktiven ein neues »Dispositiv des Helfens«, dass sich entlang humanitaristischer Parameter entfaltet, in dem die Aktiven betonen, *nur helfen zu wollen, sich gleichzeitig von dem Politischen distanzieren*.<sup>136</sup> In ideologiekritischer Tradition fokussieren sie allerdings darauf, den Aktiven ihr falsches Bewusstsein vor Augen zu führen. Sie betonen, dass sich die Unterstützungspraxis sehr wohl in politische Verhältnisse eingebunden war und die Aktiven dazu tendierten, die Mechanismen der Externalisierung durch ihr Schweigen eher noch zu unterstützen, anstatt etwas dagegen zu tun. Wie schon in Kapitel 3 dargestellt, steht sich ein solcher analytischer Fokus ein Stück weit selbst im Weg. Im gleichen Maß, in dem die zeitgenössische Ideologiekritik an den Aktiven formuliert wird, entgleitet der Analyse der Kern der Mobilisierung der Unterstützung um das Jahr 2015: das solidarische Sorgen. Vor dem Hintergrund der pragmatischen Dimension der Unterstützungspraxis

---

134 Interview mit Bärbel Danemann, Pos. 128.

135 Karakayali 2017, S. 19.

136 Vgl. Fleischmann/Steinhilper 19.09.2017, S. 18.

und den Überlegungen des Kulturwissenschaftlers Jens Adams lässt sich das scheinbar unpolitische Selbstverständnis vieler Aktiver als etwas fassen, dass die Handlungsspielräume der konkreten Praxis wesentlich erweiterte, wenn nicht sogar erst ermöglichte. Adams fasst solche Phänomene als »taktische Entpolitisierung«, bei denen es darum geht, »strategisch wichtige Diskussions- und Interaktionsräume mit politischen Entscheidungsträger\_innen zu öffnen, die im Falle von konfrontativeren Sprechweisen womöglich verschlossen blieben«.<sup>137</sup> Auch bei der solidarischen Sorge ermöglichte der gemeinsame Fokus auf die pragmatische Unterstützung der Geflüchteten eine relativ kontinuierliche Zusammenarbeit mit der lokalen Verwaltung. Gleichzeitig reichte die temporäre Dethematisierung möglicher Konfliktlinien unter den Aktiven aber deutlich weiter als das: Sie ließ die unterschiedlichen Differenzen der Aktiven in den Hintergrund treten, was vor dem Hintergrund der großen Heterogenität der Beteiligten umso wichtiger war. Heikle und kontroverse Themen außen vorzulassen und sich auf das Gemeinsame zu konzentrieren, ermöglichte erst die breite Zusammenarbeit, um die Situation von Geflüchteten im Alltag zu verbessern.<sup>138</sup> Um diesen Umstand analytisch zu fassen, benutze ich den Begriff der temporären Dethematisierung. Er vermeidet einen verkürzten, letztlich auf repräsentistische Formen fokussierten Politikbegriff, wie ihn Adams verwendet und hebt den Aspekt der Nicht-Thematisierung hervor.

Annette Lindgren berichtete mir beispielsweise davon, dass eben jene Konzentration auf die gemeinsame, konkrete Praxis der Verbesserung der Lebensbedingungen der Geflüchteten eine wesentliche Voraussetzung für die breiten Allianzen der solidarischen Sorge waren:

---

137 Adam, Jens: Paradoxien des A-/Politischen: Anthropologische Perspektiven auf humanitäre Hilfe und ihr Beitrag zu einer Humanitarismuskritik. In: Rols-hoven, Johanna/Schneider, Ingo (Hg.): Dimensionen des Politischen. Ansprüche und Herausforderungen der Empirischen Kulturwissenschaft. Berlin 2018, S. 305–319, hier S. 315.

138 Vgl. Karakayali 2017, S. 19.

»Meine Vorstellung von Vernetzung ist die, dass man, durch regelmäßige Treffen oder einen Austausch, durchaus eine Struktur schaffen kann, in der sich jeder Ehrenamtliche, jetzt unabhängig von seiner parteipolitischen Überzeugung oder seinem Wählerverhalten oder so, wiederfinden kann. Dass man jetzt hier nicht alle auf irgendeine ganz bestimmte politische Linie bringt und damit auch einfach Druck erzeugt, bei denen, die da nicht jede Überlegung mitmachen. Das ist meiner Ansicht nach der Sinn und Zweck der Vernetzung, dass man einfach durch ein breites Bündnis Dinge in Bewegung bringen kann, einfach von der Sache her. [...] Es gibt durchaus auch Leute, die jedenfalls ab und an sagen wir mal, eher so CDU-nah sind die eine gute Arbeit machen mit Geflüchteten. [...] Und ich möchte auch, dass die Leute, die jetzt eher aus dem kirchlichen Bereich kommen und da so ein bestimmtes soziales Engagement von daher mitbringen, dass die eine Chance haben, da mitzumachen, ohne dass sie sich dafür auch noch rechtfertigen müssen, wenn sie nicht gleichzeitig parteipolitisch ganz links stehen. [...] [Man sollte sich nicht dazu verführen lassen], jetzt über die richtige parteipolitische Linie in dieser ganzen Debatte nachzudenken, sondern [man muss] hochhalten [...], dass es hier um Menschenrechte geht.«<sup>139</sup>

Die temporäre Dethematisierung möglicher Differenzlinien ermöglichte also erst die breiten Allianzen der Unterstützung der Geflüchteten und erweiterte dadurch die Handlungsmöglichkeiten der Beteiligten massiv. Der Blick in die historischen Erfahrungen mit Kirchenasylen zeigt, dass sich offensichtlich in die Richtung des Primat des Präsentischen verschoben hat. Einige Tübinger Kirchengemeinden können an eine erfolgreiche Geschichte des Kirchenasyls anknüpfen, wie Mirjam Berger berichtet:

»Ich glaube, das hat '98 angefangen. Da gab es eine, eine Anfrage an unsere Kirchengemeinden, glaube ich, an die evangelische und katholische, ob wir uns vorstellen können, eine kurdische Familie ins Kirchenasyl zu nehmen. Und da haben sich dann Und da haben sich dann noch zwei Gemeinden angeschlossen. [...] Diese sechs Personen und die

---

139 Interview mit Annette Lindgren, Pos. 214–226.

haben da vier Jahre lang gewohnt und wir haben sie dann halt begleitet, die ganze Zeit juristisch und politisch und Öffentlichkeitsarbeit gemacht und so. Das hat sich zum Beispiel auch verändert. Die hatten damals ziemlich gute Presse [...]. [U]nd wir hatten in der Zwischenzeit ab und zu noch Kirchenasyle in beiden Gemeinden aber stille. Also da hat sich da auch die Strategie irgendwie geändert. Das war dann schon jeweils mit dem Kirchengemeinderat abgesprochen, aber es wurde nicht an die Öffentlichkeit gebracht. Die haben aber alle erfolgreich geendet.«<sup>140</sup>

Die Frage nach der Öffentlichkeitsarbeit bei den stillen Kirchenasylen stellte sich in sehr ähnlicher Weise, wie für die solidarische Sorge im Allgemeinen. Ohne die *repräsentistische* Skandalisierung der teilweise erschreckenden Lebensrealitäten der Geflüchteten, können sich diskriminierende Gesetze nur schleppend oder gar nicht verändern. Gleichzeitig kann das Öffentlich-machen gerade den Erfolg der pragmatischen Unterstützungspraxis oder konkrete Verhandlung mit lokalen Verwaltungen gefährden – eine mindestens temporäre Dethematisierung verspricht also nachvollziehbarer Weise einen größeren Erfolg der *präsentischen* Praxis. Die Aktiven waren für die konkrete Unterstützungspraxis ein Stück weit auf eine gute Zusammenarbeit mit unterschiedlichen staatlichen Stellen angewiesen, auf lokaler Ebene vor allem mit dem Landratsamt und der kommunalen Verwaltung. Eine *repräsentistische* Kritik an der restriktiven Migrationspolitik konnte vor Ort zur Folge haben, dass sich die Zusammenarbeit mit den Verwaltungen und damit die Bedingungen für die pragmatische Praxis verschlechtern. Ende der 1990er-Jahre scheint eine Verzahnung mit *repräsentistischer* Kritik noch plausibler und möglich gewesen zu sein, während 2015 nur noch stille Kirchenasyle stattfanden, bei denen das Primat des Präsentischen, also der Erfolg der pragmatischen Unterstützung in der Gegenwart von höchster Priorität war. Auch die Auseinandersetzungen um die Tübinger Kreissporthalle sind ein Beispiel für die Dominanz des Präsentischen. Innerhalb der temporären Allianz, die sich um die Halle

---

<sup>140</sup> Interview mit Mirjam Berger, Pos. 50.

formierte, wurden immer wieder entsprechende Bedenken geäußert, dass die zu starke Konzentration auf ein *repräsentistisches* Repertoire – in dem Fall der öffentliche Konflikt mit den Mitarbeitenden des Landratsamtes – eine Verschlechterung der Handlungsmöglichkeiten der konkreten Unterstützung führen könnte, wie ein weiterer Ausschnitt aus einem Mailverlauf aus dieser Zeit exemplarisch darlegt:

»Es ist wichtig in der politischen Arbeit zum Thema immer zu trennen zwischen dem Landratsamt als Institution, an die sich die Forderungen richten und den Mitarbeiter/innen, die (zwar mehr oder weniger, aber insgesamt schon) sich bemühen, im Rahmen der gesetzlichen Vorgaben gute Arbeit zu leisten und von denen tatsächlich viele auch sehr viel Überstunden machen, um die Menge an Aufgaben zu bewältigen, die mit der Situation seit letztem Sommer auf sie zugekommen ist. Unsere Aufgabe ist es, Druck auszuüben, dass sie diese Spielräume der gesetzlichen Möglichkeiten ausdehnen. Das heißt nicht, dass keine Kritik geübt werden soll, aber dass wir sowohl diplomatisch sein müssen, um langfristig die Kooperation, auf die wir angewiesen sind, zu erhalten, als auch auf der menschlichen Ebene angemessenen Respekt zu zeigen. Dazu gehört, denke ich, nicht die Nichtteilnahme in der Öffentlichkeit auszutreten, sondern ihre Zustimmung dazu, dass die Privatunterbringung jetzt doch möglich ist.«<sup>141</sup>

Die präsentierte Unterstützungspraxis wurde also bedacht gegen *repräsentistische* Strategien der Konfrontation abgewogen. Die langfristige Kooperation mit der lokalen Verwaltung hatte dabei einen hohen Stellenwert. Nicht die Nichtteilnahme des Landratsamtes an der Podiumsdiskussion sollte im Zentrum stehen, sondern die temporäre Allianz mit dem Landratsamt, die durch den gemeinsamen präsentiellen Fokus auf die pragmatische Lösungsfindung bei der Frage der Vermittlung von Wohnraum für Geflüchtete entstanden war. Hinter dieser temporären Dethematisierung mussten eventuelle Strategien der *repräsentistischen* Konfrontation zurücktreten. Auch das Verhältnis von einigen Aktiven zum Tübinger Oberbürgermeister Boris Palmer ist

---

141 Mailverkehr, 23.06.2016, Pos. 2.

vor diesem Hintergrund erwähnenswert. Eine Aktive verteidigte Palmer und sein Buch gegen den Vorwurf des Rassismus – obwohl Palmer selbst bundesweit immer wieder damit aufgefallen war, an rassistische Ressentiments zu appellieren.

»Also ich schätz' das Buch vom Palmer, wie heißt's, ›Wir können nicht allen helfen? [...] Also ich fand das sehr gut. Dem kann ja niemand vorwerfen, dass er Rassist sei oder was. Wird zwar gern gemacht, aber ich glaub, Palmer hat bestimmt viel mehr getan für Flüchtlinge, als [...] viele andere. Er hat ja unheimlich viele Wohnungen bereitgestellt und so weiter. Aber, was ich eben auch an dem Buch gut find', dass man die ganz konkreten Probleme sieht. Also Unsereiner sitzt da im Elfenbeinturm, hilft ein bisschen was und so und kommt sich gern gut vor, aber wenn's konkret drum geht, Wohnungen bereitzustellen und keiner will die *Wohnungen der Geflüchteten* dann in seinem Umfeld. Oder so Häuser zu bauen oder auch dafür zu sorgen, dass das Geld irgendwie reicht. Und des, find' ich, sieht man an dem Buch halt sehr gut, wenn einer wirklich konkret damit zu tun hat, dann gibt's halt irgendwo Grenzen. [...] Aber wenn einer für ne ganze Stadt und tausende Flüchtlinge Verantwortung hat, dessen Wort gilt mir einfach mehr als als die vielen Beller da, im Tagblatt. Die sich vielleicht ein bisschen engagieren, oder auch gar net und bloß irgendeine Meinung äußern.«<sup>142</sup>

Das Hauptargument von Heike Böhm war hier also, dass Palmer sich in der konkreten Praxis der pragmatischen Lösungsfindung in einem großen Ausmaß bewährt habe. Entlang der präsentischen und lokalen Praxis werden die Kritiken an Palmer, der sich immer wieder deutlich gegen Geflüchtete geäußert hat, und so immer wieder die lokale Unterstützungspraxis mit *repräsentistischen* Strategien konterkarierte, dethematisiert und somit der OB als Verbündeter verstanden.

Neben der temporären Dethematisierung lässt sich ein weiterer Effekt des Primats des Präsentischen beobachten: Die ausgeprägte Skepsis gegenüber größeren Organisationen und *repräsentistischen* Strategien. Obwohl sich die Platzbesetzungen der Occupy-Proteste oder der

---

<sup>142</sup> Interview mit Heike Böhm, Pos. 29.

massenhafte zivile Ungehorsam der spanischen *Indignados* der 2010er-Jahre sehr deutlich in der Form, der Zusammensetzung und im Selbstverständnis von der solidarischen Sorge unterschied, zeigte sich im Primat der Präsentischen von 2015 doch ein ähnlich feines Sensorium gegenüber *repräsentistischen* Strategien und Organisationen. Die Beschreibung von Isabell Lorey über die spanischen Proteste – dass dort »keine Parteien oder Organisationen durch Fahnen oder Flyer für sich werben [durften]. Alle Praxen und Institutionalisierungen von Repräsentation waren unerwünscht«<sup>143</sup> – trifft in ähnlicher Form auch auf die Unterstützung der Geflüchteten zu. Gerade das traditionelle, *repräsentistische* Protestrepertoire stand bei den Aktiven nicht besonders hoch im Kurs:

»Und dass man eben mit auf Demos geht oder Demo-Aufrufe macht, also nicht von sich aus. [...] Ich glaube, [bei der ganzen konkreten Unterstützung] da hat man gar nicht mehr so den Kopf frei, um zu sagen: Ja, jetzt noch ne Riesen-Aktion. [...] Ich bin mittlerweile echt ne große Verfechterin von ner Graswurzelrevolution. Also so: ›Wir machen im Kleinen was anders und machen es im Kleinen besser und leben das Anderen auch vor. Dass sie das sehen, ohne jetzt mit dem erhobenen Zeigefinger oder missionarisch [...] oder dogmatisch durch die Gegend zu gehen.«<sup>144</sup>

Statt gemeinsam auf Demonstrationen zu gehen, lag es näher, etwas *im Kleinen* aufzubauen, in dem sich die eigenen Ziele ganz konkret zeigten. Andere sollten weniger durch Flugblätter, sondern durch die eigene konkrete Praxis überzeugt werden. Die Arbeit größerer Institutionen wurde sehr genau von den Aktiven darauf überprüft, inwieweit sie der pragmatischen Praxis zuträglich waren, wie Andrea Fuchs betonte:

»Und da war dann klar, ok da will ich dann weitermachen, weil das ist so ne direkte Arbeit, da sammle ich nicht Geld für Kinder in Südafrika, wo ich gar nicht weiß, *was damit passiert*. [...] Ich will was machen, was

---

<sup>143</sup> Lorey 2020, S. 158.

<sup>144</sup> Interview mit Andrea Fuchs, Pos. 19–21.

irgendwie so direkt ist. Also wenn ich mir so anschau, was bei den ganzen großen Organisationen, die machen richtig gute Sachen, aber da geht auch richtig viel Geld in die Verwaltung und richtig viel Geld in das Sich-Promoten und so weiter.«<sup>145</sup>

Andrea Fuchs stellt hier deutlich die konkrete Unterstützung gegen die Arbeit größerer Organisationen, in denen ein Teil der Ressourcen in *repräsentistische* Tätigkeiten fließt. Die pragmatische Praxis wird von ihr deutlich bevorzugt. Auch die demokratischen Institutionen der selbstverwalteten Unterstützungskreise, in denen *repräsentistische* Strategien eine größere Rolle spielten, wurden im Angesicht der konkreten Praxis weniger wichtig. Sie traten gegenüber dem präsentischen Fokus auf eine in der Gegenwart funktionierenden Unterstützung in den Hintergrund. Die Vernetzungs- und Koordinationsstrukturen der Unterstützungskreise, wurden von vielen Aktiven nur dann besucht, wenn ihnen die Besuche in der konkreten Arbeit weiterhelfen konnten. Annette Lindgren berichtete mir Folgendes über die Vernetzung der Unterstützungskreise:

»Also, ich muss auch mal einfach sagen, dass die Unterstützergruppen in Tübingen nicht miteinander vernetzt sind. Die sind formal gesehen vernetzt, dadurch dass alle irgendwann sich auch immer noch zu diesen Vernetzungstreffen mal treffen, alle zwei Monate, sind da auch welche aus Tübingen natürlich aus verschiedenen Gruppen dabei. Aber die arbeiten sonst nicht gemeinsam. [...] Da macht Jeder sein Ding«.<sup>146</sup>

Die Vernetzung existierte also zwar formal, machte aber für die konkrete Arbeit keinen wesentlichen Unterschied. Alle arbeiteten meist nebeneinander her, da die Tätigkeiten der Unterstützung selbst kleinteilig und pragmatisch waren. Für ihr Gelingen war keine zentralisierte *repräsentistische* Strategie erforderlich, die Unterstützung funktionierte gerade als dezentrales, pragmatisches Netzwerk (siehe Kapitel 5.2). Auch

---

145 Ebd. Pos. 27.

146 Interview mit Annette Lindgren, Pos. 103.

die Weiterbildungsmaßnahmen für die Aktiven, die eine übergeordnete Zusammenarbeit ermöglichten, wurden unter diesem Fokus bewertet. Die regionalen und konkreten Ansatzpunkte spielten dabei eine deutlich zentralere Rolle, als überregionale Themen oder ein *repräsentistischer* Fokus auf die sich verschärfenden Gesetzte gegenüber den Geflüchteten. Der Skeptizismus gegenüber *repräsentistischen* Organisationen zeigte sich auch in der notwendigen Zusammenarbeit mit den unterschiedlichen Verwaltungen. Beispielsweise berichtete mir Andrea Fuchs Folgendes davon:

»Also, du hast das Gefühl, du rennst zu zwei Millionen Anlaufstellen, die schicken dich dahin, das ist wie der Passierschein xyz von Asterix und Obelix, man kommt einfach nicht durch. [...] Und gerade auch mit dem was die an Papierkram kriegen, also das ist selbst für mich, als in Deutschland sozialisierte Person unfassbar anstrengend gewesen. Und ich bin da auch teilweise nicht durchgestiegen [...]. Aber, dass das trotzdem wichtig ist, dass man die Arbeit macht. Weil das ja letzten Endes um Menschen geht und deswegen ist man ja auch in der Breddouille. Man möchte Menschen beistehen, Hilfe zur Selbsthilfe, aber man kriegt die ganze Zeit Steine in den Weg gelegt [...]. Oder es ändern sich jeden Tag die Gesetze und die armen Sozialarbeiter wissen selber nicht worum es geht. Es ist furchtbar und meistens geht es natürlich auch an den Menschen vorbei.«<sup>147</sup>

Bürokratische Prozesse wurden, wie hier exemplarisch dargestellt, von den Aktiven oft als etwas wahrgenommen, das unnötig anstrengend, unübersichtlich und letztendlich der pragmatischen Lösungsfindung entgegenstand und damit »an den Menschen vorbei« ging. Gleichzeitig scheint in dem Zitat ein Verständnis für die Sozialarbeiter\*innen durch, die ebenfalls mit der konkreten Unterstützung betraut sind – die gemeinsame Arbeit mit den Menschen verband unterschiedliche Akteur\*innen also zu einem gewissen Grad. Diese Verbindung war allerdings fragil und wurde von den Aktiven der selbstorganisierten Unterstützungskreise immer daraufhin überprüft, ob sie tatsächlich

---

147 Interview mit Andrea Fuchs, Pos. 16.

der pragmatischen Praxis zuträglich war, wie Hilda Pfeffer aus eigener Erfahrung berichtete:

»Oder eben Umzug auch, haben wir jetzt wieder gehabt [...]. Da stellt die Stadt einen Kleinlaster zur Verfügung und einen Fahrer. Der Mann hatte einen Hexenschuss, die Frau kann auch nicht viel tragen und dann sind da drei Kinder, alle minderjährig. Der 13-Jährige kann vielleicht ein paar Kisten tragen, aber jetzt auch nicht große Möbelstücke oder schwerere Sachen. [...] Ich habe Tage gesucht nach jemandem, der da tragen hilft und am Morgen habe ich dann noch jemanden gefunden. Und das ist *von der* Stadt unmöglich. Der Fahrer trägt nicht. Der Fahrer fährt. Ich habe auch gesagt, ich habe *einen anderen Beruf gelernt* und ich bin kein Möbel-Träger, aber ich habe Gardinen aufgehängt, ich habe alles gemacht. Weil ich denke, was soll das denn?«<sup>148</sup>

Die Empörung, von der mir die Aktive hier erzählt, entfaltet sich entlang dessen, inwieweit die Praktiken der lokalen Verwaltung die präsentische Praxis behindern. Auch an den Ereignissen um die Tübinger Kreissport-halle zeigt sich sehr deutlich, wie sich das Primat des Präsentischen und die formalen Anforderungen einer *repräsentistischen* Organisation wie einem politischen Bündnis unversöhnlich gegenüberstanden. Die pragmatische Unterstützungspraxis der Geflüchteten in der Halle ließ für einige Aktive des Bündnisses *Solidarity & Action* die gewohnten *repräsentistischen* Praktiken des Bündnisses als blasse Silhouetten in den Hintergrund treten. Die ritualisierten Formen, ein Bündnis wie *Solidarity & Action* auf die Beine zu stellen, wie die monatlichen Treffen, die Pflege einer Homepage, der Formierung unterschiedlicher Arbeitsgruppen, oder auch der zähe und teilweise erbittert geführte Prozess um ein textlich festgehaltenes Selbstverständnis spielten für die konkrete Praxis nahezu keine Rolle mehr. Ebenso eignete sich das *repräsentistische* Repertoire an Aktionsformen, wie Demonstrationen und Kundgebungen, nur bedingt für die Verbesserung der Situation der Geflüchteten. Die solidarische Sorge ließ in der Folge die monatlichen Bündnistreffen von So-

---

148 Interview mit Hilda Pfeffer, Pos. 108.

*lidarity & Action* hinter sich. Ironischerweise wurde die Übersetzung des letztendlich erarbeiteten Selbstverständnisses des Bündnisses fertig, als sich die temporäre Allianz an der Kreissporthalle schon aufgelöst hatte, da die noch verbleibenden Menschen in andere Unterkünfte verlegt worden waren.

In den pragmatischen Praktiken der solidarischen Sorge zeigte sich ein Primat des Präsentischen: Die konkreten Unterstützungspraktiken, die dazu in der Lage waren, den multiplen Problemlagen der Geflüchteten pragmatisch und in der Gegenwart zu begegnen, wurden von den Aktiven deutlich bevorzugt. Dieser eindeutige Fokus hatte zwei Effekte. Erstens konnten die Aktiven über das weithin geteilte Primat des Präsentischen parteipolitische und habitualisierte Konfliktlinien untereinander temporär dethematisieren. Das bildete eine wesentliche Grundlage für die breiten Allianzen der solidarischen Sorge, die vorher wirkmächtige Gräben untereinander temporär überbrückten und so die Handlungsräume der Aktiven deutlich vergrößerten. Zweitens ging das Primat des Präsentischen mit einer ausgeprägten Skepsis gegenüber *repräsentistischen* Strategien und Organisationen einher. Das verhinderte zwar eine mögliche *repräsentistische* Instrumentalisierung der präsentischen Praktiken, allerdings wurde die Zusammenarbeit mit institutionalisierten Zusammenhängen, wie beispielsweise der lokalen Verwaltung, an vielen Punkten merklich erschwert.

### 6.3.2 Präsentische Zeitlogik

Gabriele Winker und Matthias Neumann stellen heraus, dass Tätigkeiten des Sorgens sich immer schon dadurch auszeichnen, dass sie nur schwer aufschiebbar sind: »Sorgearbeitende werden von einer bestimmten Person an einem bestimmten Ort zu einem bestimmten Zeitpunkt gebraucht. Fehlen sie, geht dies auf Kosten der Bedürfnisse dieses Menschen.«<sup>149</sup> Besonders Mütter übernehmen diejenigen Sorgetätigkeiten die »ein hohes Maß an Dringlichkeit aufweisen«, wie die Soziologin

---

149 Winker/Neumann 2019, S. 10.

Franziska Schutzbach betont.<sup>150</sup> Auch bei der pragmatischen Unterstützungspraxis galt, dass bei der Nicht-Befriedigung der grundlegenden Bedürfnisse nach Wohn- und Lebensraum, geeigneten Lebensmitteln oder der Gesundheitsversorgung schnell großes menschliches Leid drohte. Sobald deutlich wurde, dass die sozialstaatlichen Institutionen vielerorts mit der Menge der Ankommenden überfordert waren, mussten die Aktiven also so schnell wie möglich reagieren und gleichzeitig sicherstellen, dass die Bedürfnisse auch mittelfristig befriedigt werden konnten. Zu der auf die Gegenwart gerichteten, präsentischen Zeitlogik der solidarischen Sorge gesellte sich dementsprechend eine entsprechende Dringlichkeit auf der einen Seite, sowie die Notwendigkeit einer gewissen Kontinuität der Unterstützung auf der anderen Seite. Beides führte in verstärkter Weise dazu, dass die Alltage der Aktiven und der Geflüchteten näher zusammenrückten.

Die humanitäre Nothilfe, deren affektive Dimension ich in dem Kapitel 6.1.2 erläutert habe, wurde wesentlich von dieser Dringlichkeit bestimmt, wie an den Ausführungen meiner Interviewpartnerin Heike Böhm deutlich wird:

»Also, ich hab' das wie ne Katastrophe empfunden. [...] Und da hab' ich gedacht, wenn jetzt hier so eine Katastrophe kommt... wenn jetzt ein Erdbeben kommt oder so, dann ist klar, dass alle zusammen helfen, dass die Häuser wieder dastehen oder irgendwie so. Und so hab' ich gedacht, so muss man das eigentlich sehen. Das ist wie ne Katastrophe, bei der man halt zusammen helfen muss.«<sup>151</sup>

Im Angesicht der Dringlichkeit der Katastrophe spannte Heike Böhm eine universalistische, affektive Verbindung zwischen dem offensichtlichen Leid der Geflüchteten und ihrer eigenen, menschlichen Vulnerabilität auf: denn jede\*r kann potenziell von einer Katastrophe betroffen sein. Der Schritt zur humanitären Nothilfe ist dann klein und

---

<sup>150</sup> Catoni, Laura: Feminismus in der Familie. War nicht alles gut, so wie es war? In: Die Tageszeitung: taz, 02.06.2024.

<sup>151</sup> Interview mit Heike Böhm, Pos. 11.

naheliegend. Gerade in den schnell geschaffenen Notunterkünften, wie etwa der Tübinger Kreissporthalle, war die unzureichende Versorgung allgegenwärtig. Auf der Podiumsdiskussion im nahe der Halle gelegenen Sudhaus berichteten Geflüchtete am 22.03.2016 von der fehlenden Hygiene in der Halle, dem ständigen Lärm auf engstem Raum, den fehlenden Möglichkeiten zu kochen oder in Ruhe zu beten, der fehlenden medizinische Versorgung, der Gewalt zwischen Geflüchteten sowie dem problematischen Verhalten der Security vor Ort. Eine Geflüchtete sprach außerdem von der Lage der Frauen und Kinder in der Halle:

»[Zehn Frauen sind schwanger]. Und jede Frau weiß, was es heißt, schwanger zu sein, dass es schwer ist. Und es ist wichtig für sie gut ernährt zu sein und auch Ruhe zu haben. Und manche Leute rauhen in der Halle. Das hat negativen Einfluss auf die Gesundheit der Kinder und alle dort im Saal und besonders schwangere Frauen. [...] *Krankheiten breiten sich schnell aus.* [...]. Die Kinder fallen runter, weil sie nicht gesichert ist. Und viele Mütter sie müssen oder sie sind gezwungen ihre Kinder auf dem Boden zum Schlafen bringen. [...] viele Kinder wollen nicht zur Schule gehen, weil viele einfach nicht schlafen können nachts weil es zu laut ist. Und die Toiletten werden benutzt von mehreren Leuten und das bringt viele Krankheiten zum Beispiel Entzündungen.«<sup>152</sup>

Die schon dringlichen Alltagsprobleme, die durch die ungeeigneten Räumlichkeiten verursacht wurden, spitzten sich durch akute Krankheiten und einige Schwangerschaften abermals deutlich zu – die Unterstützungspraxis stand also unter dem Druck besonders hoher Dringlichkeit. Und abermals stellten sich bevorstehende Abschiebungen als Verdichtungsmoment der solidarischen Sorge heraus, wie an den folgenden Ausführungen von Hilda Pfeffer deutlich wird:

»Oder einer meiner ersten Fälle waren zwei junge Pakistani. Frauen, die von der Familie abgetrennt waren. [...] Die sollten abgeschoben werden [...]. Also, habe ich [mit dem Anwalt] telefoniert. Habe ihm das

---

152 Podiumsdiskussion Sudhaus, Pos. 27.

gesagt und der sagt als Erstes: ›Ja, wenn ich das jetzt...‹ – also, die hatten schon die Abschiebeaufforderung, Abschiebebescheide – ›wenn ich da jetzt eine Klageschrift schreibe... Ich mache das, aber dann brauche ich 1000 Euro.‹ [...] Und in all meiner Naivität habe ich gesagt, die garantiere ich Ihnen. Ich habe gesagt, notfalls zahle ich sie selber.«<sup>153</sup>

Die Abschiebebescheide bedeuteten für Hilda Pfeffer einen enormen zeitlichen Druck, da die Bedrohung durch die Abschiebung unmittelbar bevorstand. Um den Anwalt dazu zu bringen, entsprechend schnell zu reagieren, musste sie dem Zeitdruck geschuldet, den persönlichen Einsatz noch einmal deutlich erhöhen – wahrscheinlich weit über das ohne zeitlichen Druck erwünschte Maß. Gleichzeitig rückten unter dem hohen Druck der zeitlichen Verdichtung durch die hohe Dringlichkeit vor Ort vorher getrennte Strukturen näher zusammen:

»Weil am Anfang, als auf einmal so viele Menschen kamen, war die zuständigen Regeldienste heillos überlastet. Man musste improvisieren, aus der Not heraus [...] manche Prinzipien fahren lassen. [...] Da wurde auch viel aufs Ehrenamt abgewälzt. Das Ehrenamt wurde *gebraucht* und fühlte sich gewertschätzt, sowohl von den Mitarbeitenden als auch von den Menschen selbst.«<sup>154</sup>

So konnten vorher bestehende Differenzen beispielsweise zwischen Haupt- und Ehrenamt zeitweise überbrückt werden und die Grundlage für die weit aufgefächerten Allianzen der Unterstützung bilden.

Neben der Dringlichkeit erforderten viele der existenziellen Bedürfnisse der Geflüchteten, dass die Aktiven nicht nach einmaliger Beschäftigung wieder anderen Geflüchteten oder Themen zuwendeten. Die solidarische Sorge musste eine bestimmte Kontinuität und Verbindlichkeit aufweisen, wie beispielsweise Nikolai Huke betont: »Anders als subkulturelle Aktivist\*innen [...] [sind] entsprechende Ehrenamtliche bereit und in der Lage, sich langfristig zu engagieren.«<sup>155</sup>

---

<sup>153</sup> Interview mit Hilda Pfeffer, Pos. 62.

<sup>154</sup> Interview mit Sabrina Dorn, Pos. 8.

<sup>155</sup> Huke 2021b, S. 7.

Erst eine gewisse Kontinuität ermöglichte es den Aktiven entsprechend auf die alltäglichen und dadurch zeitlich zerklüfteten Problemlagen der Geflüchteten anzuknüpfen und sinnvoll darauf zu reagieren. Annette Lindgren berichtete beispielsweise von dem Erfolg, zu dem die kontinuierliche Unterstützung einer Roma-Familie geführt hatte:

»Wir haben für eine Roma-Familie mit fünf Kindern letztlich ein Haus in Serbien gekauft. Mit Spendengeldern [...], relativ unkompliziert. Weil viele mitgemacht haben, ein Teil dieser Kinder aus der Familie waren ja auch schon in der Schule und im Kindergarten. Und da waren auch viele Eltern dann durchaus informiert, welchen Hintergrund die haben und haben dann, als sie dieser Aufruf oder die Information, dass die Familie wegmuss, gehört haben, haben sich sehr betroffen gezeigt. Und haben dann, als wir vorgestellt haben, in welche Verhältnisse sie zurückkommen würden, wenn man nichts macht, also auf die Müllkippen in Serbien, haben die reagiert [...] Und so haben wir das Geld bekommen, sogar mehr als wir in dem Moment brauchten, das war eine unglaubliche tolle Erfahrung. Und das waren nicht immer alles nur Leute, die hier irgendwas mit der Kirchengemeinde zu tun hatten oder politisch sehr aktiv waren. Gar nicht. Die haben einfach diese Kinder gesehen und hatten einen Eindruck, wie die Familie so ist. War auch eine Familie, die hingegangen ist, wenn in den Schulen Feste waren unter den Kindern, die sind hingegangen, haben sich gezeigt.«<sup>156</sup>

Die kontinuierliche Begleitung der Familie ermöglichte es, die lokalen und affektiven Verbindungen im Umfeld der Familie, die über die Zeit mit den Kindern und Eltern entstanden waren, zu mobilisieren und letztendlich für die pragmatische Verbesserung der Familie beizutragen. Und ähnlich wie die Dringlichkeit ermöglichen auch die Kontinuität der solidarischen Sorge unerwartete Allianzen. Beispielsweise betont Judith Vey, die das Umfeld von Geflüchtetenunterkünften erforscht hat, dass gerade der kontinuierliche Kontakt, den Mitar-

---

156 Interview mit Annette Lindgren, Pos. 29.

beiter\*innen, Leitungen und Wachdienste von Unterkünften mit den Geflüchteten hatten, in manchen Fällen dazu geführt hat, dass diese

»als Unterstützer\*innen und ›Fürsprecher\*innen‹ der Bewohner\*innen [fungierten]. In einer [...] Unterkunft vermittelten sie bspw. Jobs, übernahmen Sprachmittlungen und gaben wertvolle alltagspraktische Orientierungen, da sie die Einzigen waren, die 24 Stunden vor Ort waren. Sie waren daher oft die ersten Ansprechpersonen – auch für Ehrenamtliche.«<sup>157</sup>

Diese Annäherungen aneinander durch den kontinuierlichen Kontakt ließen sich in der gesamten Breite der Beteiligten beobachten. Die Anforderungen an eine kontinuierliche Unterstützung, die sich aus der Praxis der solidarischen Sorge als interpersonale Praxis ergab, ließ ideologische und habituelle Gräben verstärkt in den Hintergrund treten. Durch die Erfahrung, dass durch den gemeinsamen pragmatischen Fokus über die Zeit auch Erfolge errungen werden konnten, verstärkte diesen Effekt.

Auch die Entwicklungen um die Tübinger Kreissporthalle zeigen das Zusammenspiel der beiden Aspekte *Dringlichkeit* und *Kontinuität* der pragmatischen Dimension der solidarischen Sorge deutlich. Nachdem Aktive des Bündnisses *Solidarity & Action* Kontakt mit Geflüchteten aus der Halle aufgenommen und so die beklemmenden Verhältnisse in der Halle aus erster Hand mitbekommen hatten, erhöhte sich der Handlungsdruck für die Aktiven drastisch. Die anschließenden Treffen zwischen Geflüchteten aus der Halle, Aktiven aus unterschiedlichen Unterstützungsstrukturen rund um die Halle und Teilen des Bündnisses fanden deutlich öfter statt, als die Bündnistreffen, zwischen den wöchentlichen Treffen häuften sich außerdem die informellen Begegnungen zwischen Aktiven der unterschiedlichen Gruppierungen und zwischen Aktiven und Geflüchteten. Gleichzeitig legten die tiefgreifenden alltäglichen Problemlagen der Geflüchteten eine kontinuierliche Unterstützung und eine übergreifende Zusammenarbeit

---

157 Vey 2020, S. 181.

nahe. Beispielsweise konnte die informelle Vermittlung von Wohnraum an besonders vulnerable Geflüchtete nur funktionieren, wenn alle Beteiligten ihre Kontakte zu Geflüchteten wie potenziellen Vermieter\*innen zusammenbrachten, die rechtlichen Konsequenzen gemeinsam absahen und einen behutsamen Kontakt mit dem Landratsamt vorbereiteten. Es war klar, dass sich diese Aufgabe einerseits dringend war, sich aber andererseits auch über einige Zeit hinziehen würde. Sie konnte nur gelingen, wenn die beteiligten Akteur\*innen dieser temporären Allianz ihre habitualisierten, strategischen sowie taktischen Gräben zeitweise überbrückten. Diese auf der einen Seite dringliche und andererseits kontinuierliche Unterstützungspraxis erforderte von den Aktiven zunehmende zeitliche und emotionale Ressourcen, sodass die Unterstützungspraxis einen immer größeren Raum im Alltag der Beteiligten einnahm. Die Alltagswelten aller Beteiligten verknüpften sich zunehmend. Durch die dringlichen und kontinuierlichen Kontakte stellten Aktive den Geflüchteten finanzielle, zeitliche und soziale Ressourcen zur Verfügung und teilten, wenn es sein musste, sogar die Räumlichkeiten der eigenen Wohnung:

»Und ein anderer afghanischer Geflüchteter, *sollte nach Bulgarien abgeschoben werden. Wir wussten das schon relativ früh*, da habe ich diesen Jungen abgeholt, er hat dann einen Monat in dieser Kirchengemeinde gewohnt. In einer Nacht sind dann Horst und Lydia zu mir gekommen. *Sie haben mir gesagt: >Wir haben nur eine Lösung. Dass diese Person in deinem Zimmer unterkommt.<* Und dann hat er ein paar Tage bei mir gewohnt.«<sup>158</sup>

Mit den dringenden und kontinuierlichen Verpflichtungen der Sorge, die für die Aktiven durch die Unterstützung der Geflüchteten in ihren Alltag kam, sickerte auch die »radikale Pausenlosigkeit«,<sup>159</sup> die Franziska Schutzbach für viele Sorgeexpertinnen diagnostiziert, in das alltägliche Leben der Aktiven ein, was zunehmend als Belastung empfunden

---

<sup>158</sup> Interview mit Nadim Sediqi, Pos. 133.

<sup>159</sup> Schutzbach 2021, S. 166

wurde. Einige »sind [daher] am Ende ihrer Kraft«,<sup>160</sup> wie es Heike Böhm exemplarisch beschrieb.

Der pragmatische Fokus der Aktiven auf die existenziellen Bedürfnissen der Geflüchteten bedeutete eine enorme Dringlichkeit der Unterstützung. Gleichzeitig mussten die Aktiven eine gewisse Kontinuität an den Tag legen, um den in den Alltag eingelassenen multiplen Problemlagen der Geflüchteten plausibel begegnen zu können. Beides führte in der Summe dazu, dass sich unter der Dominanz der *präsentischen* Zeitlogik die Alltage der Geflüchteten und der Aktiven annähernten und sich an einigen Stellen verknüpften.

## 6.4 Bruchlinien und Widersprüche

Die temporäre Dethematisierung, die ich in Kapitel 6.3.1 entworfen habe, kam in der Zeit nach 2015 immer öfter an ihr zeitliches Ende, so dass latente Bruchlinien zu offenen Widersprüchen und Konflikten aufbrachen, die sich entlang der affektiven, lokalen und pragmatischen Dimension der solidarischen Sorge einerseits und mit dem Begriffspaar *präsentisch – repräsentistisch* andererseits fassen lassen. Als erste wesentliche Bruchlinie soll im Folgenden das potenziell konflikthafte Verhältnis zwischen selbstorganisierten Aktiven und Hauptamtlichen der lokalen Verwaltung thematisiert werden. Zweitens gehe ich auf die konfliktiven Aushandlungen der *richtigen Praxis* innerhalb der zivilgesellschaftlichen Bewegung ein, also der Graben zwischen sich als *politisch* verstehenden Akteur\*innen und jenen, die für sich in Anspruch nahmen, *unpolitisch* zu sein. Und drittens werde ich einen Blick auf den Umstand werfen, dass viele Aktive ihr Engagement mit Erfahrungen von Enttäuschungen oder Überlastungen beendeten, was ich ebenfalls als Bruchlinie fasse.

Erstens war Verhältnis von Aktiven aus selbstorganisierten Zusammenhängen oder aus dem erweiterten Umfeld der Vereine auf der einen Seite und den Angestellten der öffentlichen Verwaltung auf der anderen

---

<sup>160</sup> Interview mit Heike Böhm, Pos. 22.

Seite immer ambivalent. Einerseits erschien vielen Aktiven die Verwaltung immer wieder als anstrengend, hinderlich oder sogar konträr den eigenen Handlungslogiken. Der starke pragmatische Fokus der zivilgesellschaftlichen Bewegung war eng mit einer deutlichen Skepsis gegenüber etablierten Institutionen, zu der oftmals auch die lokalen Verwaltungen gezählt wurden, verbunden. Andererseits kritisierten Verwaltungsangestellte das unprofessionelle Handeln der Aktiven. Die starke affektive Involviertheit war aus der Sicht institutionalisierter Akteur\*innen, die es gewohnt waren, Kontinuität über konstante Routinen und Verfahren herzustellen, ein Problem, das ihre professionelle Distanz immer wieder infrage stellte. Während der Hochphase der Mobilisierung der zivilgesellschaftlichen Bewegung wurden diese konfliktiven Konstellationen durch die gegenläufigen Effekte der Dringlichkeit der Unterstützung ausgeglichen, die die Akteur\*innen dazu brachten, enger zusammenzuarbeiten. Die Handlungsspielräume, die durch die Dringlichkeit entstanden, zeigen sich exemplarisch an der Konstellation um die Tübinger Kreissporthalle, wie sie Aktive auf dem Podium um Sudhaus beschrieben haben:

»Die Vertreter des Landratsamtes sagen, dass zur Zeit ungefähr 2700 Asylsuchende untergebracht sind im Kreis Tübingen und dass das so viele sind, dass sie die Kreissporthalle zurzeit nicht schließen können, weil sie diese Unterkunft weiter brauchen. Das Landratsamt lässt aber zu, dass wir von den Unterstützungsgruppen Wohnraum finden, wo die Flüchtlinge dann wohnen können [...]. Ansonsten muss es nur so gemacht werden, dass das Landratsamt wissen möchte bei wem sind die Flüchtlinge und sie wollen eine ehrenamtliche Kontaktperson.«<sup>161</sup>

Unter dem Eindruck der großen Anzahl an Geflüchteten im Verhältnis zu den begrenzten Möglichkeiten geeigneten Wohnraums tolerierte das Landratsamt die informelle Vermittlung der in der Halle untergebrachten Geflüchteten durch die Aktiven. Je schwächer die Effekte

---

<sup>161</sup> Audiomitschnitt der Podiumsdiskussion am 22.03.2016 im Sudhaus, hörbar auf der Homepage der Wüste Welle, URL: <https://www.wueste-welle.de> (Zugriff: 11.02.2024).

der Dringlichkeit allerdings wurden, desto mehr vertieften sich auch wieder die Gräben. Letztendlich standen sich dabei unterschiedliche Antworten auf die Fragen nach der *richtigen* Form der Unterstützung und einer *angebrachten* Zusammenarbeit gegenüber. Bei den Aktiven spielte dabei die Wertschätzung ihrer Arbeit eine wichtige Rolle, denn wie es Margrit Bauer in unserem Interview ausdrückte, »wenn es uns nicht gäbe, tä' des glaub ich alles zusammenbrechen. Die Sozialarbeiter würde das überhaupt nicht schaffen.«<sup>162</sup> Auch eine Zusammenarbeit *auf Augenhöhe* war ein immer wieder erwähnter Punkt für die Aktiven, wie es ein Sprechen bei der Veranstaltung *Ehrenamtliche Flüchtlingshilfe im Landkreis Tübingen* am 09.02.2018 formulierte:

»Also es fehlt an Unterkunft und es fehlt an Integration in Arbeit und es fehlt auch an Sprachförderung. Also, und das gehört für mich als Wertschätzung, den Flüchtlingen gegenüber, eigentlich dazu. Und auch an Wertschätzung von den Flüchtlingshelfer, denn es ist so, wenn die Flüchtlinge keine adäquate Unterkunft haben oder zu weit in einem Zimmer hocken, dann entstehen Aggressionen und ich hab das Gefühl, ich muss des auffangen, was die Gemeinde verpasst hat. [...] Mein Eindruck ist, immer die größte Wertschätzung ist, wenn was vorangeht und wenn wir die auf Augenhöhe miteinbeziehen und dann verzichten sie gerne auf die Ehrennadel.«<sup>163</sup>

Interessant dabei ist, dass in dem Zitat die Wertschätzung nicht in erster Linie als verbaler Akt verstanden wird, sondern in der Logik der Dimensionen der solidarischen Sorge. Für den Aktiven würde Wertschätzung also vor allem in der pragmatischen Lösung der lokalen Problemlagen bestehen, die ansonsten auf die Aktiven zurückfallen. Eine *gute* Zusammenarbeit zeichnet sich also vor allem durch den konkreten Output aus, also eben dadurch, dass *was vorangeht*. Außerdem legt der Wunsch nach einer Zusammenarbeit *auf Augenhöhe* es nah, dass die lokale Verwaltung ebenfalls von einer pragmatischen und präsentischen Logik angetrieben

---

<sup>162</sup> Interview mit Margrit Bauer, Pos. 96.

<sup>163</sup> Mitschnitt der Workshop Runde 1 bei der Veranstaltung ›Ehrenamtliche Flüchtlingshilfe im Landkreis Tübingen‹, 09.02.2018, Pos. 30–32.

wird, wie es bei den Aktiven der Fall war. Die »realistisch-integrationistische Perspektive«<sup>164</sup> der lokalen Verwaltung zielte zwar ebenso wie die zivilgesellschaftliche Bewegung wesentlich auf das lokale Terrain, mit den affektiv involvierten Aktiven und ihrer streng pragmatischen Ausrichtung war sie allerdings nie deckungsgleich. Unter der Dynamik der Migrationsbewegung und dem Eindruck der Dringlichkeit der Unterstützung rückten beide Praxiskomplexe nah aneinander, in den Praktiken der lokalen Verwaltung spielten allerdings die Logiken staatlicher Institutionen und die damit einhergehenden Ausschlusseffekte immer auch eine Rolle. Wie in einem Vergrößerungsglas erscheinen diese Logiken in solchen mir berichteten Fällen, in denen Geflüchtete selbst in lokalen Verwaltungen arbeiteten und die Verwaltungslogiken dabei in besonderer Weise verinnerlichten. Diese konnten dann quasi als Kronzeugen auftreten und neuen Geflüchteten deutlich härter entsprechende Entbehrungen abverlangen, als Menschen ohne Fluchthintergrund das könnten.<sup>165</sup>

Die meisten Kritiken an der Verwaltung vonseiten der Aktiven der zivilgesellschaftlichen Bewegung bewegten sich in den Koordinaten der Dimensionen der solidarischen Sorge. Entsprechend wurde der Verwaltung vor allem vorgeworfen, nicht im Sinne einer *guten* Unterstützungspraxis zu arbeiten. So beschreibt beispielsweise Annette Lindgren die Ausstattung der Unterkünfte als dysfunktional für den realen Alltag der Geflüchteten, also nicht im Sinn einer pragmatischen Lösung der Problemlagen:

»Mit der Kleiderkammer und dass wir gekuckt haben, was fehlt in den Wohnungen, also es gab da schon Vorgaben für die Mindestausstattung der Wohnungen. Was jemand braucht, der hier ankommt. Um die Küche zu benutzen, braucht man ein Brotmesser, mal ganz einfach gesagt. Das war zum größten Teil dann wieder mal nicht da, weil

<sup>164</sup> Huke 2019b, S. 400.

<sup>165</sup> Eine Interviewpartnerin hat mir in einem informellen Gespräch nach dem Interview genau von einem solchen Fall berichtet, hat aber gleichzeitig darauf hingewiesen, ihn nicht in dem Transkript zu erwähnen. Daher taucht dieser Fall hier nur vollständig anonymisiert und paraphrasiert auf.

auch die Ausstattung dieser Wohnungen über das Knie gebrochen wurde.«<sup>166</sup>

Auch die Kritik, die Angelika Sauter hier exemplarisch formuliert, geht in eine ähnliche Richtung:

»[W]as auch brutal schwierig ist und was mich tierisch aufregt, ist die Bürokratie. [...] Es ist sehr anstrengend. So, jetzt habe ich zum praktisch, zum Beispiel heute die eine Familie hat vor ein paar Wochen ein Baby bekommen, ein ganz süßes! Dann ging es um die Anmeldung beim Standesamt. Normalerweise macht man das in der Klinik, aber sie halt nicht, weil die tausend Papiere dazu brauchen. Dann muss man da ins Standesamt. Ich höre das ja nur, was sie mir erzählen, also: ›Tausend Papiere, die Ausweise, die Dokumente, Heiratsurkunde und so weiter liegt alles im Ausländeramt. Das ist ein Stock tiefer als das Standesamt. Aber da gibt es keine Kommunikation zwischen denen. Also das muss ich sagen, das regt mich tierisch auf! Heute habe ich jetzt wirklich den ganzen Morgen versucht, da beim Ausländeramt anzurufen. Der ist sehr freundlich, muss ich sagen, dieser Sachbearbeiter. Aber ich erreiche ihn einfach nicht. Und das ist nicht das erste Mal. Und die haben mir gesagt: ›Heiratsurkunde, Pässe, alles ist im Ausländeramt. Und bei der Frau einen Stock höher haben sie eine Vaterschaftsanerkennung unterschreiben müssen. Dafür muss die Mutter bestätigen, dass der Vater der Vater ist. Also >Identität nicht nachgewiesener Staatsangehörigkeit. So steht das da drin. Und ich ahne schon wieder extreme Schwierigkeiten, wenn das so bleibt. Das ist so mühsam!«<sup>167</sup>

Sauter betont die vielfältigen Schwierigkeiten, die für die Aktiven bei ihrer pragmatischen lokalen Arbeit mit *der Bürokratie* entstanden. In erster Linie standen die verregelten Abläufe den schnellen und pragmatischen Lösungsstrategien der Aktiven entgegen, bei denen die sehr konkreten Problemlagen einiger Geflüchteter als Richtschnur galten.

---

166 Interview mit Annette Lindgren, Pos. 3.

167 Interview mit Angelika Sauter, Pos. 4.

Maria Fischer, die selbst in der lokalen Verwaltung beschäftigt war, konzipierte die Konfliktlinie zwischen den Haupt- und den Ehrenamtlichen folgendermaßen:

»Es kamen einfach unheimlich viele geflüchteten Menschen in Tübingen an. [...] *Es war die Aufgabe* diese große Anzahl an Menschen aufzunehmen. Dafür waren die Strukturen einfach nicht da. Es mussten ad hoc Unterkünfte, Betten, Wäsche... Alles bereitgestellt werden. Und dann gab's natürlich noch Viele, die sich engagiert haben. Die dann auch geholfen haben. Aber auch die Strukturen, diese Hilfe dann tatsächlich zusammenzubringen. [...] Es war einfach ne unglaubliche Überlastung in der Zeit da, von allen Beteiligten. [...] Und aus dieser Zeit, wo's eben wirklich wenig optimal lief – teilweise wahrscheinlich auch katastrophal – aus dieser Zeit sind immer noch diese Ressentiments, die's gibt. Auch gegen die Verwaltung. Und auch umgekehrt.«<sup>168</sup>

Auch Fischer betont hier also, dass die Dringlichkeit der Situation die hybriden Arrangements zusammenbrachte. Gleichzeitig erklärt sie sich die Konflikte, in der realen Überforderung aller Beteiligter unter den zugesetzten Bedingungen eine *gute* Unterstützungspraxis auf die Beine zu stellen. Sabrina Dorn, ebenfalls in der Verwaltung tätig, machte eine ähnliche Beobachtung:

»Weil am Anfang, als auf einmal so viele Menschen kamen, *war die zuständigen Regeldienste heillos überlastet*. Man musste improvisieren, aus der Not heraus [...] manche Prinzipien fahren lassen. [...] Da wurde auch viel aufs Ehrenamt abgewälzt. Das Ehrenamt wurde *gebraucht* und fühlte sich gewertschätzt, sowohl von den Mitarbeitenden als auch von den Menschen selbst. Einige bemängeln, dass der Austausch nachgelassen hat, man ihnen Informationen vorenthalte. Aber jetzt sind wir halt an einem Punkt, *wo die Regeldienste ihre Strukturen angepasst haben und viele Leute eingestellt wurden*. Der Fallzahlenschlüssel, der ist immer noch sehr hoch, aber es ist eben so, dass wir nicht mehr

---

<sup>168</sup> Interview mit Maria Fischer, Pos. 9.

in einer Notsituation sind und alle Arbeitsprinzipien selbstverständlich wieder beachtet werden müssen.«<sup>169</sup>

Genau wie Fischer beschreibt Dorn, wie die Notlage vor Ort die Prozesse beschleunigte und vorher getrennte Konstellationen verschmelzen ließ. Außerdem wird deutlich, wie unter dem Eindruck einer solchen Notsituation auch Verwaltungspraktiken, die einer solchen Zusammenarbeit und einer pragmatischen Problemlösung vorher entgegenstanden, temporär in den Hintergrund rücken konnten. Somit verschob sich das Gewicht insgesamt in die Richtung der solidarischen Sorge, also in Richtung der affektiven und pragmatischen Unterstützungspraxis. Allerdings hielt diese Verschiebung nicht ewig an, die Verwaltungsstrukturen kehrten nach einiger Zeit – zwar durch die Unterstützung inspiriert und teilweise besser ausgestattet – zu der gewohnten Arbeitspraxis zurück. Daraus resultierte eine Haltung bei einem wesentlichen Teil der Aktiven, die sich ebenfalls in diesem Zitat andeutet: Eine Art verzweifelter Versuch, die Verschiebung in Richtung der Unterstützungspraxis der zivilgesellschaftlichen Bewegung zu konservieren. Auch an einer anderen Stelle betont Dorn, dass die Ehrenamtlichen zwar »ungefragt sehr viel Arbeit übernommen und sich um die Menschen gekümmert«<sup>170</sup> haben, dass im Nachhinein aber eine Anspruchshaltung damit einherging, eigentlich besser zu wissen, was die *richtige* Unterstützung sei:

»Also jetzt, wo quasi die Strukturen da sind und man sich nicht mehr so gebraucht *fühlt*, ist jetzt bei manchen auch eine große Enttäuschung da. Also ich weiß zum Beispiel auch von manchen, die sich das eher so vorgestellt haben: ›Wir übernehmen das alles hier vor Ort. Und sagen euch von *der Verwaltung*, was wir dazu brauchen.‹ Und das geht halt so rum nicht. [...] Und das war ein großes Problem, dass es immer wieder so einen Forderungshaltung gab, und auch so die Vorstellung: ›Das Hauptamt muss zu unseren Konditionen jetzt hier das machen, weil wir sind die eigentlichen Expert\*innen.‹ Das macht die Zusammenarbeit schwierig und da kann natürlich auch

---

<sup>169</sup> Interview mit Sabrina Dorn, Pos. 8.

<sup>170</sup> Ebd. Pos. 28.

nur Enttäuschung rauskommen. Die Menschen die so denken sind natürlich nicht die Mehrzahl, aber sie waren eine Zeit lang sehr laut. Es gibt auch viele, die es zu schätzen wissen, dass sich die Strukturen verändert haben und die es wirklich so empfinden, dass sie jetzt viel abgeben können. Und die auch anerkennen, dass *die Verwaltung lernfähig und veränderungsfähig ist.*«<sup>171</sup>

Die Sozialwissenschaftlerinnen Marie Sandberg und Dorte Andersen beschreiben diese Konstellation in Beobachtungen der Situation als Melancholie der Aktiven: »In der Folge [von 2015] [...], trauern die Freiwilligen nicht nur um den Verlust des gesellschaftlichen Bedürfnisses für ihre Unterstützungspraktiken, sondern auch, wie die Unterstützungspraktiken sie verändert und sie für eine Rückkehr zur Normalität untauglich gemacht haben.«<sup>172</sup> Die affektive, lokale und pragmatische Praxis hinterlässt also offensichtlich Spuren in den Beteiligten. Sie sind in der Folge weniger bereit, vormals vielleicht hingenommene Zumutungen weiterhin zu akzeptieren. Gleichzeitig hatten sie sich ein Stück weit an die Wirkmächtigkeit der eigenen Praxis gewöhnt, was eine anschließende Zusammenarbeit unter veränderten gesellschaftlichen Vorzeichen deutlich erschwerte.

Die Beschränktheiten der pragmatischen und affektiven Unterstützungspraxis kommen in besonderer Weise aus der Perspektive der Verwaltungen in den Blick. So führte Dorn beispielsweise aus:

»Wir beraten alle Geflüchteten, die hier Ihren Aufenthaltsort haben. Das Beratungsangebot besteht für alle, nicht nur für die mit guter Bleibeperspektive. [...] Ehrenamtliche, die teilweise ein politisches Amt innehaben, bringen immer wieder an, wir würden nicht alle beraten und wir würden einzelne Gruppen Geflüchteter vernachlässigen oder ausschließen. Und ich bin so froh, dass wir's nicht tun. Ich weiß nicht, ob ich diesen Job machen könnte, wenn wir nur Geflüchtete mit guter Bleibeperspektive beraten würden, wie das andere Landkreise tun.«<sup>173</sup>

---

<sup>171</sup> Ebd. Pos. 28.

<sup>172</sup> Sandberg/Andersen 2020, S. 53.

<sup>173</sup> Interview mit Sabrina Dorn, Pos. 18.

Die erste Konfliktlinie bewegt sich auf der Ebene der drei Dimensionen des solidarischen Sorgens: Den sowohl lokalen als auch pragmatischen Fokus teilten also alle Beteiligten, in der affektiven Dimension gab es allerdings große Unterschiede: Die Tübinger Verwaltung hatte bei ihrer Arbeit *alle* Geflüchteten, die sich vor Ort im jeweiligen Einflussgebiet des Gemeinwesens aufhielten im Blick, während es sich die Aktiven ein Stück weit aussuchen konnten, für welche Geflüchteten sie ihre Ressourcen aufwenden wollten. Allerdings konnten sich die Aktiven ausschließlich auf eine affektiv zugewandte, vielleicht sogar freundschaftliche Unterstützung konzentrieren, während die Verwaltungslogik auch die Durchsetzung eventueller Sanktionen beinhaltet. Diese unterschiedliche Grundlage führte zu regelmäßigen Reibungsverlusten in der Zusammenarbeit.

Zweitens stand auch innerhalb der zivilgesellschaftlichen Bewegung die Gewichtung zwischen *repräsentistischen* und *präsentischen* Strategien infrage. Dabei ging es um den Stellenwert der *präsentischen* Praxis gegenüber *repräsentistischen* Strategien und darum, ob die *präsentische* Praxis nicht als Vorwand für etwas anderes herhalten sollte, also es sich dabei letztendlich um Formen der Instrumentalisierung für einen äußeren Zweck oder des Paternalismus handelte. Die erste dieser beiden Differenzlinien deutet sich in dem Blick von außen an, den Maria Fischer aus Sicht der lokalen Verwaltung formuliert hat:

»[E]s gibt zwei verschiedene Gruppen von Engagierten. Also die Einen, die wirklich einfach an den Menschen orientieren, an ihren Bedarfen. Und die Anderen, die natürlich auch politisch tätig sind, zusätzlich. Oder vielleicht vor allem politisch. [...] Und das sind auch die, die auf Missstände aufmerksam machen. Und die sind auch sehr wichtig. [...] Und die nehmen kein Blatt vor den Mund. Und äußern ihrem Unmut auch sehr deutlich.«<sup>174</sup>

Fischer bemerkt hier also eine klare Differenz zwischen Aktiven, in deren Selbstbeschreibung *das Politische* eine große Rolle einnimmt, und je-

---

174 Interview mit Maria Fischer, Pos. 9.

nen, die sich vielleicht eher als *unpolitisch* beschreiben würden. Auch an den Diskussionen in dem Bündnis *Solidarity & Action Tübingen* und in der temporären Allianz um die Tübinger Kreissporthalle, die ich im ersten Kapitel umrissen habe, scheint eben jene Diskussion des Verhältnisses *repräsentistischer* und *präsentischer* Strategien durch. Das Bündnis ist genau wie viele andere aktivistische Zusammenhänge auf *repräsentistische* Strategien spezialisiert, wie auch ein Blick in die Entwicklung zeitgenössischer Protestrepertoires zeigt, die ich in Kapitel 3.2 angerissen habe. Gleichzeitig ging es in der temporären Allianz um die Kreissporthalle, in der die pragmatische Lösungsfindung für die vielfältigen Problemlagen der Geflüchteten im Zentrum stand, darum, das richtige Verhältnis zwischen den *präsentischen* und *repräsentistischen* Praktiken zu diskutieren und zu finden.

Auch der Verdacht, die *präsentische* Unterstützungspraxis nicht aufgrund der affektiven, lokalen und pragmatischen Unterstützung wegen zu verfolgen, stand immer wieder um Raum. Die Aktive Mirjam Berger berichtete mir beispielsweise von den Versuchen der TOS-Gemeinde Tübingen, über die Unterstützungspraxis neue Mitglieder für ihre Gemeinschaft – also einem Zweck außerhalb der *präsentischen* Logik der solidarischen Sorge – zu missionieren:

»Also das ist ein ganz offener Arbeitskreis, der ist zwar irgendwie in der Grundlage so ökumenisch entstanden, aber was wir zum Beispiel überhaupt nicht leiden können, ist, wenn da andere Gruppierungen kommen und meinen, sie müssen missionieren, also das hassen wir wie die Pest. Das gibt es natürlich auch, ja. Vielleicht lehne ich mich jetzt zu weit aus dem Fenster, aber wenn da Leute aus der TOS-Gemeinde kommen, und das war auch schon bei uns der Fall, dann führen wir schon ganz ernsthafte Gespräche«.<sup>175</sup>

Wie ich in Kapitel 4.2 argumentiere, sind die Praktiken der solidarischen Sorge von Hierarchien durchzogen, weil die Sorgearrangements zwischen denjenigen, die die Sorge empfangen und denen, die sie

---

175 Interview mit Mirjam Berger, Pos. 12.

geben, von Grund auf eine hierarchische Konstellation darstellt. Wie mit diesen Hierarchien umgegangen werden sollte, war allerdings umstritten. In Kapitel 6.3.1 wird deutlich, dass affektive Allianzen die Hierarchien ein Stück weit transzendieren konnten. Die Bereitschaft, sich auf die Problemlagen ein Stück weit einzulassen, ermöglichte es Aktiven also, den hierarchischen Konstellationen entgegenzuwirken. Diese Bereitschaft war aber sehr unterschiedlich ausgeprägt, sodass sich ein schwelender Konflikt darum entspann, wie genau mit diesen Hierarchien der präsentischen Praxis umzugehen sei, wie es Dominik Wulz berichtete:

»Ich habe gelernt, dass es eine paternalistische Haltung gegenüber Geflüchteten gibt. Und das war genau die Haltung der Leiterin und von einigen anderen Frauen in *der Gemeinde*. Es gibt auch ganz tolle Kollegen, mit denen wir auch noch Kontakt haben. Und wir haben halt die Flüchtlinge verwöhnt, haben die immer gesagt. Und also die wollten die Kontrolle haben. Und haben im Privatleben auch bis ins Detail die Leute ausgefragt, die sich dann bei uns beklagt haben und dass sie überhaupt kein Privatleben haben. Und wir haben das eben immer anders verstanden. Also, dass wir Angebote machen, aber die selber entscheiden sollen, wie weit das gehen soll und ja.«<sup>176</sup>

Andrea Fuchs sprach in unserem Interview von ganz ähnlichen Beobachtungen:

»Also die wollten Integration Schrägstreich Assimilation, aber am besten sollen sie doch alle Schwein essen und mal jetzt aufhören, hier keinen Alkohol zu trinken. Ganz schlimm! Ganz schlimme, ganz schlimme Menschen, ganz schlimme Menschen.«<sup>177</sup>

Sowohl Wulz als auch Fuchs berichten also von Aktiven, die aus ihrer Sicht nicht aktiv versuchen, den bestehenden Hierarchien entgegenzuwirken, sondern die sie im Gegenteil noch verschärfen und eventuell

---

<sup>176</sup> Interview mit Dominik Wulz, Pos. 2.

<sup>177</sup> Interview mit Andrea Fuchs, Pos. 7.

auch explizit davon profitieren, indem sie ihre Vorstellungen durchsetzen und das Gefühl der Kontrolle haben können. Die zweite Buchlinie verläuft also entlang der Achse *präsentisch – repräsentistisch* und den damit verbundenen Vorwürfen entweder der Instrumentalisierung oder des Paternalismus, je nach Gewichtung der *präsentischen* Praxis gegenüber *repräsentistischen* Strategien.

Drittens war die Unterstützung der Geflüchteten für einen wesentlichen Teil der Aktiven mit Erfahrungen der Enttäuschung oder der Überlastung verbunden, die eng mit der *präsentischen* Praxis verknüpft waren. Aus der Kombination der engen affektiven Involviertheit der Aktiven und dem ungleichen Verhältnis zwischen Sorgeempfangenden und Sorgenden entsprang die affektive Achse Dankbarkeit-Enttäuschung, mit der ein wesentlicher Teil der Tätigkeiten der solidarischen Sorge ausagierte wurde (siehe Kapitel 4.2). Da die Alltage der Aktiven und der Geflüchteten durch die *präsentische* Zeitlogik näher aneinander rückten, gehörte die Fähigkeit, sich als unterstützende Person auch abzugrenzen, zu einem wichtigen Werkzeug der Aktiven (siehe Kapitel 6.3.2). Gelang das nicht, drohten Gefühle der Überlastung. Ich fasse die Erfahrungen der Enttäuschung und der Überlastung hier als Bruchlinie der zivilgesellschaftlichen Bewegung, weil sie, neben unterschiedlichen Konfliktdynamiken unter den Beteiligten, auch dazu führte, dass ein wesentlicher Teil der Aktiven ihr Engagement beendeten, wie es beispielsweise Andrea Fuchs von ihrem eigenen Engagement berichtete: »Also ich war wirklich völlig ausgebrannt. Danach war mir klar, ich will gerade mal nichts mehr machen. [...] [D]as hat mich sooo betroffen gemacht, dass ich gesagt habe, ich brauche jetzt erstmal ganz Pause.<sup>178</sup> Margrit Bauer beobachtete hingegen, dass andere Aktive Erfahrungen von Enttäuschung machten:

»[W]as ich jetzt schon von Einzelnen mitbekommen habe, dass sie irgendwie dann auch enttäuscht waren, wenn es nicht so gelaufen ist, wie sie sich das vorgestellt hatten. Das hängt sicher mit den eigenen

---

178 Ebd. Pos. 23.

*Vorstellungen von Geflüchteten zusammen, ja. Und ich denk halt, da kommen Menschen, die haben erstens Mal eine lange Flucht hinter sich, die sind mehr oder weniger traumatisiert. Und ansonsten sind des Menschen wie du und ich. Und das sind nicht irgendwelche Heilige, ja. Ich denk, das sind auch so manchmal so Vorstellungen, die Flüchtlinge, die kommen jetzt und die müssen jetzt dankbar sein oder was auch immer, dass man sich hier um sie kümmert. Und dann erwartet man, dass die sich aufführen wie Chorknaben oder Chormädchen. [...] Und das ist natürlich nicht so, ja und ich denk, da drüber sind dann manche Mitstreiter\*innen auch dann enttäuscht<sup>179</sup>*

Die Vorstellungen von den Geflüchteten stimmten also in einer relevanten Anzahl von Fällen nicht mit der erlebten Realität überein. Durch den nahen Kontakt im Lokalen erfuhren die Aktiven diese möglichen Differenzen zwischen ihrem eigenen Alltag und den alltäglichen Routinen der Geflüchteten aber sehr deutlich, wie das folgende Erlebnis von Mirjam Berger zeigt:

»Also einmal habe ich mit nem jungen syrischen Mann zusammen gekocht, mal im Sommer so für die ganze Unterkunft. Haben wir 80 Essen zubereitet. Und dann habe ich zu ihm gesagt: »Warum kommt denn deine Frau nicht runter?«. Weil er hat ihr dann Essen gebracht in die Wohnung, ja? Und ich habe da gesagt: »Ja, sag mal, ist doch schönes Wetter, hol sie doch runter, sie kann doch hier mit den anderen sitzen«. Und nein, also nein. Und dann, als das Fest vorbei war, habe ich gesagt: »Du, sei so gut und erkläre mir das mal, warum geht das nicht?«. Und da hat er gesagt: »Ja, das geht nicht, weil es könnte sein, dass sie dann neben einem Mann sitzt, an dieser langen Tafel und der Mann sie irgendwie berührt ja, mit dem Arm oder so«. Also, sooo ganz eng sind dann manchmal die Vorstellungen. Deswegen musste sie oben sein. Und deswegen, ja war das dann auch schwierig zu sagen, du, deine Frau sollte auch in Sprachkurs gehen oder so also immer diese Gefahr, dass da Männer sind, ja. Also, das sind so Sachen, wo auch wir als Frauen, die wir ja doch von der Frauenbewegung her kommen irgendwo irgendwie schlucken müssen und sagen müssen:

---

179 Interview mit Margrit Bauer, Pos. 118.

ja, die kulturellen Unterschiede sind oft doch sehr groß und wie gehen wir jetzt damit um?«<sup>180</sup>

Da die Aktiven und die Geflüchteten sich im Alltag begegneten – in dem Beispiel von Berger auf einem gemeinsamen Festessen – stellt sich für die Beteiligten vermehrt die Frage, wie sie am besten mit unterschiedlichen Vorstellungen umgehen konnten, gerade, wenn sie so grundlegende Themen wie Geschlechterverhältnisse betrafen. Gelang damit kein produktiver Umgang, konnte das eine weitere Quelle von Enttäuschungen sein. Ein besonderer Fall für solche kollidierenden Routinen zeigt sich in der Frage, wie Aktive damit umgehen, wenn Geflüchtete sich gegen besseren Rat dafür entscheiden, an den tendenziell externalisierenden bürokratischen Vorgaben zu scheitern. So berichtete beispielsweise Berger weiter:

»Auch mit gambischen Flüchtlingen, die echt nie ihre Ratschläge befolgt haben, und einfach... ich sage mal, bei denen geht es einfach darum, dass sie den Schritt in die Ausbildung kriegen, damit sie ne Ausbildungsduldung kriegen. Weil sonst werden sie nämlich abgeschnitten und das kapieren die nicht, ne? Und *meine Bekannte* ist fast verzweifelt daran, ja? Dass die, dass die sehenden Augen sozusagen ins Unglück rennen. Aber dann muss man sich wirklich rückkoppeln und überlegen, warum verhalten die sich so und wie weit geht unsere Verantwortung? Das ist zum Beispiel auch so ne Frage. Also, müssen wir jetzt Jeden vor seinem Unglück retten? Oder muss man auch irgendwie an einem Punkt sagen, so ich habe es jetzt oft genug erklärt und jetzt müsst ihr die Entscheidungen treffen. Das ist auch immer so ein Balanceakt. Ja.«<sup>181</sup>

Den Geflüchteten also das Recht einzuräumen, »sich fürs Scheitern zu entscheiden, mit allen, auch behördlichen Konsequenzen«,<sup>182</sup> wie es Sabrina Dorn formuliert hat, fällt besonders bei der affektiven Nähe

<sup>180</sup> Interview mit Mirjam Berger, Pos. 14.

<sup>181</sup> Ebd. Pos. 96.

<sup>182</sup> Interview mit Sabrina Dorn Pos. 12.

schwer, die für die zivilgesellschaftliche Bewegung ein wesentliches Merkmal war.

Auch die dritte Bruchlinie entfaltete sich auf der Ebene der Dimensionen des solidarischen Sorgens. Durch die spezifische Überlagerung der affektiven Involviertheit, die durch die lokale Dimension noch verstärkt wurde, mit der präsentischen Zeitlichkeit und dem ungleichen Sorgeverhältnis zwischen Empfangenden und Gebenden entstanden starke Erwartungen und damit verbunden auch starke Enttäuschungen bei den Aktiven.

Mit dem Blick auf die Dimensionen des solidarischen Sorgens einerseits und das Begriffspaar *präsentisch – repräsentistisch* andererseits lassen sich also mindestens drei Bruchlinien herausarbeiten, die sich schon während der Mobilisierung zeigen und die sich in ihrem weiteren Verlauf zu tiefgreifenden Konflikten entwickeln. Erstens besteht ein potenziell konfliktives Verhältnis zwischen den Aktiven der zivilgesellschaftlichen Bewegung und den Angestellten der lokalen Verwaltungen, das sich auf der Ebene der drei Dimensionen bewegt. Die Mobilisierung der solidarischen Sorge hat vielfältige Formen der Zusammenarbeit hervorgebracht, trotzdem steht grundsätzlich zur Diskussion, wie die richtige Form der Unterstützung aussehen kann und soll. Zweitens wird steht innerhalb der zivilgesellschaftlichen Bewegung zur Debatte, welches Verhältnis *repräsentistische* und *präsentische* Strategien und Praktiken zueinander haben können, was also die richtige Form des *Politischen* sein soll. Und drittens steht das gesamte Engagement unter dem Damoklesschwert der sich häufenden Erfahrungen der Enttäuschung und der Überlastung, die zwar zu relevanten Teilen innerhalb der Sorgearrangements begründet liegen, die aber die zivilgesellschaftliche Bewegung insgesamt am Fortbestehen hindern.